



TECHNISCHE  
UNIVERSITÄT  
WIEN

Vienna University of Technology

## Diplomarbeit

### Der Heimhof in Wien - Die Geschichte des sozialen Experiments "Einküchenhaus"

ausgeführt zum Zwecke der Erlangung des akademischen Grades eines

## Diplom-Ingenieurs

unter der Leitung von

Ao.Univ.Prof. Dipl.-Ing. Dr.-Ing. Dörte Kuhlmann

(E251.1 /Institut für Kunstgeschichte, Bauforschung und  
Denkmalpflege, Fachbereich Baugeschichte::Bauforschung)

eingereicht an der Technischen Universität Wien

**Fakultät für Architektur und Raumplanung**

von

**Daniel Maslowski**

Matr.Nr. 0929295

Karolinengasse 16/17

1040 Wien

Wien, 25.09.2017

---

## **Abstract**

*In dieser Arbeit sollen die politischen Umstände und das soziale Umfeld von der Entstehung bis zum Ende des Wiener Einküchenhauses "Heimhof" rekapituliert werden (1922-1938). Anhand dieser Analyse soll, im Hinblick auf die heutige Positionierung des Haushalts, eine Einschätzung über Bedarf und Chancen einer zentralen Küche im städtischen Wohnungsbau versucht werden.*

*The following piece of work will first recap the political circumstances and the social environment from the formation until the end of the Viennese one-kitchen-house „Heimhof“ (1922-1938). Based on this analysis, regarding the current position of the household in our society, it will make an attempt to evaluate the need and the chances of a modern version of a central kitchen in an urban scale residential building.*

# Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	2
Der Heimhof – Das Einküchenhaus in Wien	
Das rote Wien – politisches Umfeld des Heimhofs.....	8
Städtische Wohnbaupolitik .....	9
Architektur des roten Wien .....	10
Der Karl-Marx-Hof.....	13
Die erste Heimhof-Genossenschaft und der erste Heimhof.....	15
Der „Familien-Heimhof“ .....	20
Zeitgenössische Reaktionen.....	21
Die Architektur.....	26
Leben im Heimhof.....	31
Ende der Zentralwirtschaft.....	39
Der Heimhof heute ...und morgen.....	41
Der Film – ein Zeitdokument .....	44
Die Entwicklung der Einküchenhaus-Idee	
Die Entwicklung des Haushalts vom „Ganzen Haus“ zur bürgerlichen Kleinfamilie.....	47
Aufstieg des Bürgertums.....	51
Soziale Strukturierung durch gebaute Räume .....	53
Die „Dienstbotenfrage“ .....	55
Rationalisierung vs. Kollektivierung .....	56

Gartenstädte .....	59
Das Einküchenhaus im Kontext von Bürgertum, Sozialismus und Frauenbewegung.....	62
Lily Braun.....	63
August Bebel .....	78
Therese Schlesinger .....	82
„Cooperative Housekeeping“ in den USA .....	84
Vorläufer des Heimhofs .....	87
Das Konzept Einküchenhaus in der Zukunft	
Soziologische Betrachtung.....	93
Moderne Konzepte des Gemeinschaftswohnens im deutschsprachigen Raum	
Zürich.....	101
Wien .....	112
Einküchenhaus und Industrie 4.0 –Ein möglicher Ausblick .....	115
Fazit .....	118
Bibliographie .....	122
Anhang.....	126

## Einleitung

Im Jahr 2009 wurden die wenigen, bis in die 1940er Jahre gebauten und über verschiedene europäische Städte verteilten Einküchenhäuser für die Aufnahme zum europäischen Kulturerbe nominiert. Ein weitestgehend vergessenes Erbe soll da ausgezeichnet werden, denn von der Existenz dieser Häuser weiß heute kaum noch jemand, viele Architekten/innen eingeschlossen. Dabei scheint die Idee einer zentralen, für mehrere Wohneinheiten zuständige Küche zunächst sehr naheliegend. Jeder kennt dieses Prinzip von Aufhalten im Hotel. Und doch zeigen sich die meisten Menschen überrascht, wenn sie von der Geschichte dieser Einküchenhäuser erfahren und bei der Vorstellung, selbst in so einem Haus zu leben, haben die meisten zunächst zwiespältige Gefühle. Natürlich, das Essen fertig in der eigenen Wohnung serviert zu bekommen, klingt für fast jeden reizvoll, aber zugleich kann mit dieser Idee etwas nicht stimmen, sonst gäbe es doch noch solche Einküchenhäuser! Es werden zur Erklärung dann Einwände vorgebracht wie: "jeder will doch etwas anderes essen und zu einer anderen Zeit", oder " das wäre bestimmt viel zu teuer" oder es wird mit der Wichtigkeit und der Unverzichtbarkeit der Küche als sozialem Raum und der "kulturell wertvollen" Arbeit des Kochens argumentiert.

Jedes dieser Argumente hat seine Berechtigung, aber können sie wirklich hinreichend begründen, warum es nach dem 2. Weltkrieg im deutschsprachigen Raum keine einzige Realisierung eines Einküchenhauses mehr gab? In einer Gesellschaft, die sonst so pluralistisch geworden ist, dass es anscheinend für jede Nische, in jeder

Lebenslage, ein entsprechendes Angebot gibt? Kann es wirklich sein, dass allen das Kochen in den eigenen Wänden so wichtig ist, dass es keine potentielle Zielgruppe für ein Wohnhaus mit einer zentralen Küche geben würde

Jedenfalls scheint sich diese Zielgruppe, so es sie denn gibt, ihrer eigenen Wünsche nicht recht bewusst zu sein, denn sonst hätte dieses Konzept wohl nicht derart in Vergessenheit geraten können.

Und wenn die Geschichte der Einküchenhäuser in der Literatur einmal Erwähnung findet, wird dieses Konzept meist ziemlich pauschal als "skurril"<sup>1</sup>, "merkwürdig"<sup>2</sup> oder "etwas abwegig"<sup>3</sup> abgetan, wohl, weil ein derart klar gescheitertes Konzept abwegig gewesen sein muss. Denn so selten das Einküchenhaus auch Erwähnung findet, hat es doch in der gebauten Realität noch weniger Spuren hinterlassen als in der Literatur.

Doch was waren die Gründe für das Scheitern der Einküchenhäuser in der Vorkriegszeit? Sind sie wirklich an sich selbst gescheitert, oder war es politischer Unwille, der sie im Keim erstickt hat?

Die Initiator/innen dieses sozialen Experiments wollten die Gesellschaft verändern. Letztlich gelang es ihnen bis heute nicht, mit ihrem Ansatz eine anhaltende Wirkung in dem von ihnen anvisierten Bereich, der privaten Küche, zu erreichen. Aber waren ihre Ideen von Anfang an zum Scheitern verurteilt? Oder schwelt das Potential dieser Revolution noch immer unter dem heutigen Konsens, der ausnahmslos Einzelküchen in Wohnbauten

---

<sup>1</sup> Vgl. [http://www.wienerzeitung.at/themen\\_channel/wz\\_reflexionen/vermessungen/67465\\_Jede-Party-endet-in-der-Kueche.html](http://www.wienerzeitung.at/themen_channel/wz_reflexionen/vermessungen/67465_Jede-Party-endet-in-der-Kueche.html) (26.09.2017)

<sup>2</sup> Ebd.

<sup>3</sup> Vgl. Jens SETHMANN: 100 Jahre Einküchenhäuser; Mietermagazin 2008 <http://www.berliner-mieterverein.de/magazin/online/mm0108/010824.htm> (26.09.2017)

vorsieht? Und gibt es nicht Anzeichen, dass dieser Konsens doch bald in Frage gestellt werden könnte?

Ziel dieser Arbeit ist es, am Beispiel des Wiener Einküchenhauses „Heimhof“ aufzuzeigen, unter welchen Umständen die Einküchenhäuser damals scheiterten und zugleich, dass es sich dennoch lohnen könnte, den Ansätzen aus jener Zeit wieder nachzugehen und die Idee einer zentralen Küche heute in neuem Licht mit anderen Rahmenbedingungen wieder in die Gedankenwelt rund ums Wohnen aufzunehmen. Dabei soll ein Schlaglicht auf die aktuelle "Kultur des Kochens", die gesellschaftlichen Trends in diesem Bereich sowie die architektonischen Resultate dieses gesellschaftlichen Zustands untersucht werden.

Zuletzt soll ein Entwurf für eine moderne Interpretation skizziert werden, in dem die Voraussetzungen eines neuen Ansatzes für Wohnbauten mit kollektiver Küche im städtischen Umfeld eruiert werden.

# Der Heimhof - Das Einküchenhaus in Wien

## Das rote Wien – politisches Umfeld des Heimhofs

Die Epoche des roten Wien beginnt 1918, dem Jahr in dem das Kaiserreich zusammenbrach und die sozialdemokratische Partei die Macht übernahm. Bis 1920 war Wien ein Teil des Bundeslandes Niederösterreich und somit in vielen politischen Entscheidungen nicht unabhängig. Als 1920 die in Wien regierenden Sozialdemokraten die Macht im Bund verloren, einigte man sich auf eine Lösung Wiens von Niederösterreich mit der Folge, dass Wien alle Rechte eines eigenen Bundeslandes bekam. Dies wurde 1920 in der neuen Bundesverfassung beschlossen (die Aufteilung der bisher gemeinsamen Institutionen mit Niederösterreich wurde 1921 im Trennungsgesetz vereinbart). Somit konnten die Sozialdemokraten über die Verwendung der Steuereinnahmen in Wien eigenständig entscheiden. Damit war die eigenständige Politik Wiens gesichert.

Die Sozialdemokraten bemühten sich, Wien zur Musterstadt sozialdemokratischer Gesellschaftspolitik zu machen. Ihre Politik wurde damals als spektakulär betrachtet und in ganz Europa beachtet.

## Städtischer Wohnbaupolitik

Weil der vom k.k. Ministerium 1917 verordnete und auch auf Wien erstreckten Mieterschutz die Miethöhe auf Vorkriegsniveau festsetzte, lohnte sich das Bauen für Privatleute kaum noch. Da von privater Seite also kaum noch eine Nachfrage bestand, konnten Bauland und Baukosten von der Gemeinde günstig erworben werden. Durch diese Maßnahme konnten in weniger als 10 Jahren über 60.000 Wohnungen gebaut werden.

Dieser Bauboom hatte jedoch mehrere Gründe. Vor allem versuchte die sozialdemokratische Regierung, für eine in großen Teilen nach dem wirtschaftlichen Zusammenbruch in prekären Verhältnissen lebende Bevölkerung Wohnraum zu schaffen. Es herrschte eine eklatante Wohnungsnot. Zudem war die Bausubstanz vieler bestehender Gebäude in Wien sehr schlecht.<sup>4</sup>

Die Wiener Stadtregierung wollte das Lebensniveau der Bevölkerungsmehrheit durch Reformen des Wohlfahrtswesens, der Wohnungs- und Bildungspolitik heben.<sup>5</sup>

Bei der Auswahl der Bauplätze für Wohnbauten wurde auf eine soziale Durchmischung der Stadtbevölkerung geachtet. Gemeindeeigene Wohnanlagen wurden so auch in direkter Nachbarschaft zu Villenvierteln bzw. allgemein in besseren Gegenden gebaut.

---

<sup>4</sup> Maren SEELIGER, *Sozialdemokratie und Kommunalpolitik in Wien. Zu einigen Aspekten sozialdemokratischer Politik in der Vor- und Zwischenkriegszeit*. Wien [u.a.]: Verlag für Jugend und Volk 1980, S.92

<sup>5</sup> Gerhard MELINZ / Gerhard UNGAR 1996, *Wohlfahrt und Krise – Wiener Kommunalpolitik zwischen 1929 und 1938*, Deuticke Verlag, Wien 1996, S.16 f.

Neben den Wohnbauten wurden auch weitere kommunale Einrichtungen, insbesondere im Gesundheits- und Bildungswesen an vielen Orten der Stadt gebaut.

Die hierfür notwendigen finanziellen Mittel wurden über die neu eingeführte Wohnbausteuer beschafft. Etwa 20% der Einnahmen der Gemeinde Wien entfielen auf die Wohnbausteuer, welche zweckgebunden für den kommunalen Wohnbau verwendet wurde.

### Die Architektur des „roten Wien“

Diese „Gemeindebauten“ entwickelten in den folgenden Jahren eine eigene, wenn auch uneinheitliche Architektursprache und prägen bis heute in vielen Bezirken das Bild der Stadt Wien. Es entstand kein, wie von einigen Architekten angestrebt, eigener "proletarischer Architekturkanon"<sup>6</sup>, was wohl auch an der großen Zahl (fast 200!) der beteiligten Architekten gelegen haben dürfte. Zudem wurden nicht Architekten einer speziellen Architekturschule ausgewählt. Es entsprach dem sozialen Konzept der Gemeinde, dass fast jeder Architekt beschäftigt wurde, sogar jene aus dem oppositionellen Lager. Dennoch gibt es einige, fast allen Gemeindebauten gemeinsame, architektonische Elemente.

Eine Gemeinsamkeit aller Entwürfe war die Abkehr von der Schwülstigkeit der Scheinfassaden an Zinshäusern aus der Zeit der Jahrhundertwende. Diese wurden mehrheitlich als unehrlich und der „neuen Zeit“ nicht mehr gemäß empfunden. Allerdings wurde diese

---

<sup>6</sup> Helmut WEIHSMANN, *In Wien erbaut, Lexikon der Wiener Architektur im 20. Jahrhundert*, Promedia-Verlag Wien, 2005, S.69

moderne Sachlichkeit bei fast keinem Gemeindebau mit letzter Konsequenz durchgehalten. So finden sich in vielen Details kleinbürgerliche Relikte (z.B. häufig bei den Toreinfahrten), Bauschmuck, teilweise sogar biedermeierliche Ornamente. Klare, verbindliche Vorstellungen gab es hingegen von den Wohnungstypen, ihrer Mischung, den hygienischen, volksbildenden Programmen, sowie in der Normierung von Elementen, wie Türen, Fenster etc.

Dennoch erscheinen viele Gemeindebauten aus dieser Zeit heute in ihrer Massivität und ihrem von der umgebenden Stadt abgewandten Charakter etwas befremdlich. In diesem Merkmal spiegelt sich die damalige Unsicherheit, die allgegenwärtige Erwartung von Aufständen oder Revolutionen.

Da bis zu Beginn der 20er Jahre die meisten Bauten vom Stadtbauamt entworfen wurden, bei dem mehrere Otto Wagner-Schüler tätig waren, entwickelte sich stilistisch eine Dominanz der Wagner-Schule. Später wurden auch freie Architekten beauftragt, von denen aber alle ihre Ausbildung noch zu Zeiten der Monarchie erfahren haben, also vielfach auch noch zu einer bürgerlichen Architektursprache neigten.

Entsprechend finden sich alle wesentlichen Stilrichtungen der damaligen Epoche in den Gemeindebauten des "roten Wien" wieder, vom Historismus und Neoklassizismus über den Wiener Sezessionismus, den "nordischen" Jugendstil und den sogenannten "Heimatschutzstil" bis hin zur "Neuen Sachlichkeit" und zum Konstruktivismus.

Darin zeigt sich im Ganzen des Wiener Gemeindebaus eine Parallele zu der ambivalenten Entwicklung des Heimhofs als Einzelfall: Die

Gleichzeitigkeit und Vermischung von sozialreformerischen Ansätzen und dem Beharren auf bürgerlichen Idealen. Das Bestreben, bürgerliche Wohnqualität in Minimaldefinition den Arbeitern zugänglich zu machen.<sup>7</sup>

Im Ergebnis bedeutete dies die "Gleichzeitigkeit" von bürgerlicher Architektur (jedenfalls was die sichtbare Oberfläche betrifft) und der Verwirklichung reformerischer Ideen. So hatten fast alle Gemeindebauten Waschküchen, Badehäuser und Kindergärten, viele sogar Lebensmittelgeschäfte, Bildungseinrichtungen, Fürsorge- und Gesundheitseinrichtungen und Arztpraxen. Somit bildeten die großen Gemeindebauten ihre eigene, autarke Infrastruktur.

Die Architektur der Gemeindebauten unterschied sich aber auch in ganz grundsätzlichen Fragen von den um die Jahrhundertwende entstandenen, sogenannten Zinskasernen: es wurde nur noch höchstens 50% der Grundstücksfläche bebaut. Großzügige Innenhöfe wurden zu Parkanlagen gestaltet. Jede Wohnung besaß mindestens einen direkt besonnten Raum und die Wohnungen waren im Allgemeinen deutlich besser belichtet, da Fenster sich nicht mehr, wie in Bauten der Gründerzeit üblich, zu schmalen Lichthöfen öffneten.

Durch die direkte Erschließung der Wohnungen durch Treppenhäuser entfielen in den meisten Gemeindebauten die in Gründerzeithäusern üblichen Gänge und die Gangtoilette sowie die dort angebrachten Waschbecken (Bassena).

Für die Vergabe der Wohnungen gab es ein spezielles Punktesystem: Personen mit einem Handicap und Familien wurden grundsätzlich

---

<sup>7</sup> Friedrich ACHLEITNER, *Wiener Architektur, Zwischen typologischem Fatalismus und semantischem Schlamassel*, Böhlau-Verlag, 1996. S.65

bevorzugt. Die Gemeindewohnungen wurden zu 40 Prozent aus dem Ertrag der Wohnbausteuer und der Rest vornehmlich durch die *Fürsorgeabgabe*, eine vierprozentige Lohnsummensteuer, finanziert. Damit konnte die Belastung durch den Mietzins in den Gemeindewohnungen für einen Arbeiterhaushalt auf ca. vier Prozent des Einkommens gesenkt werden. Um die Jahrhundertwende musste ein Arbeiterhaushalt noch ca. 30 Prozent für die Wohnkosten aufwenden. Bei Krankheit oder Arbeitslosigkeit wurde der Mietzins gestundet.

### Der Karl-Marx-Hof



Abb.1: Karl-Marx-Hof in Wien (um 1930)

Das bekannteste Beispiel für einen Gemeindebau des roten Wien bildet der Karl-Marx-Hof im 19. Wiener Gemeindebezirk. 1927-1930 erbaut, bot er in 1.382 Wohnungen Platz für über 5.000 Bewohner/innen. Alle Wohnungen verfügten zum Zeitpunkt der Errichtung über ein eigenes WC und eine

Waschmöglichkeit im WC-Vorraum bzw. in der Küche, eine für die damalige Zeit sehr fortschrittliche Ausstattung. Auch dieser Bau enthält bereits zahlreiche Gemeinschaftseinrichtungen wie Wäschereien, Bäder, Kindergärten, eine Bibliothek, Arztpraxen und Geschäftslokale.

Interessant ist diesem Zusammenhang, dass in den Gemeindebauten zunächst versucht wurde, die Privatheit zu erhöhen, indem die "unfreiwilligen" Kollektiveinrichtungen wie Bassena und Gangtoiletten durch Bäder und Toiletten in jeder Wohnung ersetzt wurden. Das Einküchenhaus hingegen steht mit seiner bewussten Kollektivierung einiger seiner Einrichtungen dazu in einem scheinbaren Widerspruch. Vielleicht war das „unfreiwillige“ Teilen von Wasseranschlüssen und Toiletten für die meisten Bewohner/innen zeitlich noch zu nah, und die Kollektivierung der Küche als einen Fortschritt zu empfinden.

Die Epoche des „Rote Wien“ endete 1934, als während des österreichischen Bürgerkrieges der Bürgermeister Karl Seitz seines Amtes enthoben und verhaftet wurde und die aus der Christlich-Sozialen Partei hervorgegangene Vaterländische Front in Wien an die Macht gekommen war. Damit spätestens hatte sich das historische Zeitfenster für soziale Experimente im Wohnbau in Wien für längere Zeit geschlossen.

## Die erste Heimhof-Genossenschaft und der erste Heimhof

Einen bedeutenden Einfluss auf die Realisierung des ersten Heimhof-Projekts hatte die österreichische Frauenrechtlerin Auguste Fickert. Damals eine bekannte Persönlichkeit, ist ihr Wirken heute fast vergessen. Dabei ist ihr Lebenswerk für die Geschichte der Frauenbewegung bis heute sehr bedeutend.



**Abb.2:** Auguste Fickert

1899 gründete sie mit Rosa Mayreder und Marie Lang die demokratisch- fortschrittliche Monatsschrift "Dokument der Frauen".

Zu Auguste Fickerts Zielen gehören Schulreformen wie die Unentgeltlichkeit des Unterrichts, die Bildung weiblicher Berufsvertretungen sowie die Aufhebung des Zölibats für Lehrerinnen. Der „Lehrerinnenzölibat“ war eine rechtliche Regelung, die eine Unvereinbarkeit von Ehe und Beruf für Lehrerinnen festschrieb. Da bürgerliche Konventionen eine langfristige Berufstätigkeit für Frauen nicht vorsahen, unter anderem weil sie, besonders in Zeiten hoher Arbeitslosigkeit, als Konkurrenz für männliche Kollegen gesehen wurde,

wurde der Lehrerinnenzölibat zu einem Instrument, um den Frauenanteil innerhalb der Lehrerschaft zu steuern.

1893 gründet Fickert den „allgemeinen österreichischen Frauenverein“. Dieser Verein, der das eigentliche Lebenswerk Auguste Fickerts darstellt, hat mit seinen Stellungnahmen zu sozialen Fragen (Dienstbotenfrage, Mutterschutz, Prostitution etc.) wesentlich zur politischen und rechtlichen Gleichstellung der Frauen in Österreich beigetragen.

1909 gründete Auguste Fickert die Sozialgenossenschaft "Gemeinnützigen Bau- und Wohnungsgenossenschaft Heimhof" (später: Sozialbaugenossenschaft „Heim“). Diese errichtete nach ihren Vorstellungen 1911 das erste, heute fast vergessene Wiener Einküchenhaus in der Peter-Jordan-Straße im 19. Bezirk.

Um Mitglied in der Genossenschaft zu werden, war es nötig, neben einer Aufnahmegebühr, sich zur Zeichnung eines „Geschäftsanteiles“ zu verpflichten. Außerdem kam auch noch ein Baukostenbeitrag hinzu. Den Interessent/innen wurden also bereits zu Beginn recht hohe, finanzielle Hürden gestellt. Zudem verteuerten sich die zu zeichnenden Anteile innerhalb kurzer Zeit.<sup>8</sup>

Auch baten die Initiatoren des Heimhofs schon 1920 bei „Kollegen“ um Hilfe, wie ein Brief aus diesem Jahr belegt.<sup>9</sup>

Dieser Vorläufer des weitaus berühmteren Nachfolgers im 15. Bezirk sollte nach den Vorstellungen Fickerts als Ledigenheim und, interessanterweise,

---

<sup>8</sup> Vgl. Brief der Heimhof-Genossenschaft vom 27. September 1918, siehe Anhang: Dokument 4

<sup>9</sup> Vgl. Brief der Heimhof-Genossenschaft aus dem April 1920, siehe Anhang: Dokument 5

als Heim für "geistige Arbeiter" dienen. Die Döblinger Nachrichten schrieben zur Eröffnung im Oktober 1911:

*"Ein gemeinnütziger Verein hat hier die Lieblingsidee der im Vorjahr verstorbenen Frauenführerin Auguste Fickert in der generösesten Form zur Verwirklichung gebracht."*<sup>10</sup>



**Abb.3:** Der erste Wiener „Heimhof“ in Döbling

Im selben Artikel wird auch die Architektur anschaulich beschrieben:

*„Betritt man durch das Tor in der Peter Jordan Straße das Heim, so gelangt man zunächst in das Vestibül, das eine gefällige Marmorverkleidung ziert, und von hier in das Hochparterre. Der größte Teil des Hauses, das in einfacher aber*

---

<sup>10</sup> In: Döblinger Nachrichten Nr. 244, Oktober 1911, siehe Angang: Dokument 9

*sympathischer Ausstattung gehalten ist, ist den Wohnräumen für die Beamtinnen gewidmet. Es sind Zimmer mit einem oder zwei Betten, die sich im Hochparterre, im ersten und zweiten Stockwerke und auch auf dem Dachboden befinden; im Ganzen enthält das Haus 35 Zimmer mit je einem und 36 mit je zwei Betten. Überdies enthält jedes Stockwerk Bade- und Toilettenräume. Der Dachboden ist mit einem Krankenzimmer und einer Bibliothek ausgestattet. Geht man links vom Vestibül ins Souterrain, so kommt man in den dekorativ gehaltenen Speisesaal, in den Gesellschaftsraum und zu den Wirtschaftslokalitäten mit der Küche; auch eine kleine Garderobe ist hier untergebracht. Alle Räume sind mit elektrischem Licht und mit Zentralheizung ausgestattet und machen in ihrer Gesamtheit einen sehr freundlichen Eindruck.“<sup>11</sup>*

---

<sup>11</sup> In: Döblinger Nachrichten Nr. 244, Oktober 1911, siehe Angang: Dokument 9

Die Architekten dieses ersten Wiener Einküchenhauses waren Karl Dorfmeister und Karl Weigang.

Auguste Fickert erlebte die Vollendung ihres letzten großen Werkes nicht mehr. Die 55-jährige verstarb am 9. Juni 1910

Der weitaus größere Bau im 15. Bezirk, von Beginn an als Familien-Heimhof postuliert, erscheint so als konsequente Ergänzung zu dem vorangegangenen Ledigenheim. Erste Planungen lagen bereits zwei Jahre nach Fertigstellung des ersten Heimhofs vor, doch der Ausbruch des ersten Weltkriegs verzögerte die Entstehung des "Heimhof 2".



**Abb.5:** Der ehemalige Heimhof in Wien Döbling, Zustand heute (2016)

Im Jahr 1925 gab es Pläne, den Heimhof durch den Anbau von mehreren „Einfamilieinküchenhäusern“ zu erweitern. Dieses Vorhaben ist jedoch nicht über die Planungsphase hinausgekommen.<sup>12</sup>

---

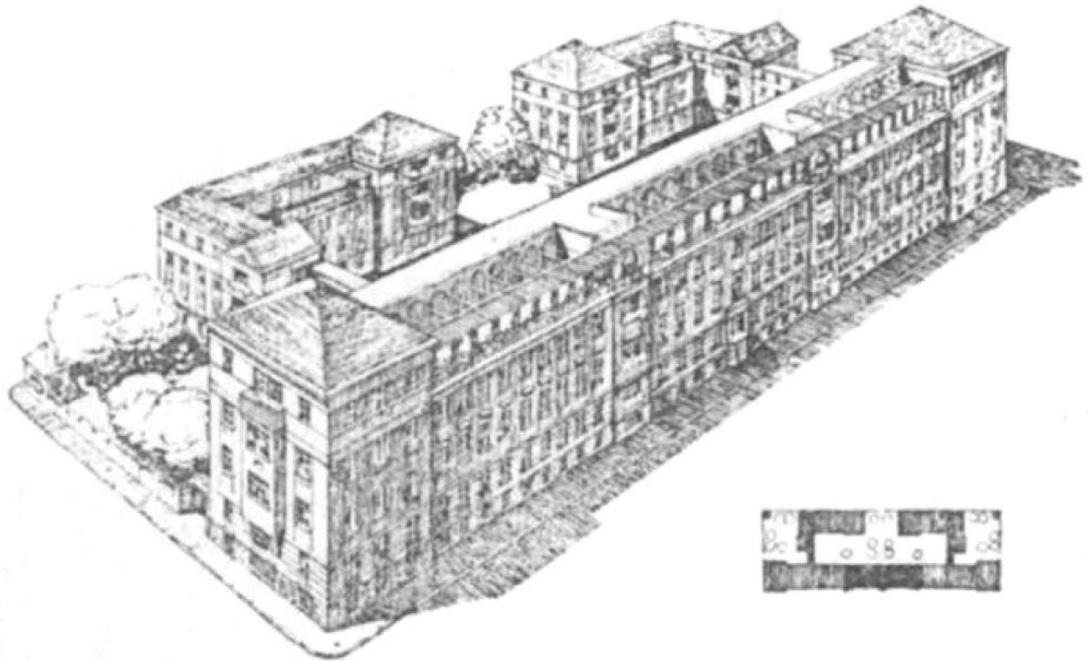
<sup>12</sup> Siehe Anhang: Dokument 4

## Der "Familien-Heimhof"

1922 wurde nach einer langen Planungsphase mit den Bauarbeiten für den zweiten Wiener Heimhof begonnen. Aus Geldmangel wurde entgegen den ursprünglichen Plänen des Architekten Otto Polak-Hellwig zunächst nur der erste Abschnitt mit 24 Wohnungen errichtet. In der Zwischenzeit hatte sich jedoch das Vorkriegskonzept in mehrfacher Hinsicht verändert. Stammt die Vorkriegspläne noch von Anhängern des liberal-bürgerlichen Lagers (die Wiener Sozialdemokratische Arbeiterpartei stand der Idee des Einküchenhauses damals ablehnend gegenüber), zeigte sich nun eine zunehmende Vereinnahmung der Idee durch die Sozialdemokratie. Aus dem anversierten Familien-Heim war eines für Alleinstehende bzw. für doppelverdienende Paare geworden. Das sozialdemokratische Lager wollte die Urheberschaft dieser womöglich zukunftsweisenden Innovation im Wohnungsbau nicht den Bürgerlichen überlassen.

Der Heimhof-Genossenschaft wurde zunehmend von sozialdemokratischen Mitgliedern gelenkt und folgerichtig wurden die verbliebenen bürgerlichen Mitglieder von ihren Posten abgewählt. Dies führte 1926 zur Einverleibung des Heimhofs durch die sozialdemokratische Gemeindeverwaltung.

Doch noch zuvor, im Januar 1923 konnte der zweite Bauabschnitt des Heimhof feierlich, sogar im Beisein des Bundespräsidenten Michael Hainisch, eröffnet werden.<sup>13</sup>



**Abb.7:** Plan des "Familien-Heimhofs"

## Zeitgenössische Reaktionen

Die Allgemeine Bauzeitung schrieb über 1924 über den Heimhof:

*„Sicher bedeutet auch das Einküchenhaus nicht die höchste hauswirtschaftliche Glückseligkeit. Aber eine aussichtsreiche Station auf dem Wege zur Befreiung der mit Kopf und Hand arbeitenden Menschheit vom überflüssigen Ballast hauswirtschaftlicher Betätigung ist es gewiss.“<sup>14</sup>*

---

<sup>13</sup> Siehe Anhang: Dokument 7

<sup>14</sup> In: Allgemeine Bauzeitung, Nr. 8, 1924

Doch außerhalb der Fachwelt wurde das Projekt nicht von allen positiv aufgenommen. So gab es Stimmen wie folgende, dem Protokoll einer Gemeinderatssitzung aus dem Jahre 1923 entnommene:

*„Es ist ein Unsinn, wenn eine Familie in einem solchen Einküchenhaus wohnt. Es ist auch aus sittlichen Gründen nicht anzuraten, der Hausfrau alle Sorgen für den Haushalt abzunehmen. Die junge Hausfrau soll sich nur sorgen, sie soll wirtschaften und sparen lernen, das wird ihr für die Zukunft nur von Nutzen sein.“<sup>15</sup>*

Auch die bürgerliche Presse beurteilte das Projekt überwiegend negativ, so schrieb die "Reichspost" im September 1925:

*"Gemeinsame Küchen in Miethäusern sind abzulehnen, alles ist abzulehnen, was die seelischen Kräfte der Familien zerstört."<sup>16</sup>*

Der österreichische Nationalökonom Otto Neurath konstatierte:

*"Insbesondere hat der Österreichische Verband für Siedlungs- und Kleingartenwesen immer das Einküchenhaus als technisch fortgeschrittenste Form des Hochhauses begünstigt, gleichzeitig aber darauf hingewiesen, dass technische Gemeinsamkeit von Menschen seelische Gemeinsamkeit voraussetzt, wie sie heute nur in Arbeitsgenossenschaften nach jahrelangem Zusammenleben erreicht wird."<sup>17</sup>*

---

<sup>15</sup> Aus dem Sitzungsprotokoll der Wiener Gemeinderatssitzung vom 9. März 1923

<sup>16</sup> In: Reichspost, 5. September 1925

<sup>17</sup> Otto Neurath 1923, zitiert aus: *Bramhas, Der Wiener Gemeindebau*, S. 65f.

Eine der Vorsitzenden der Heimhof-Genossenschaft schreibt 1927 im Westfälische Wohnungsblatt : " (...)erfüllte das Haus doch alle Träume von einem hauswirtschaftlich unbeschwertem Leben."

Ein sehr interessantes Zeitzeugnis stellt eine Publikation des Vereins „Einküchenhaus“ dar. Unter dem Titel „Zwölf Urteile über das Einküchenhaus“<sup>42</sup> wurden hier Aussagen von Zeitgenossen aus dem Umfeld der Architektur und der Reformbewegung zusammengetragen. Diese zwölf teilweise sehr unterschiedlich gelagerten Ansichten spiegeln alle zeitgenössischen Positionen exemplarisch wider.

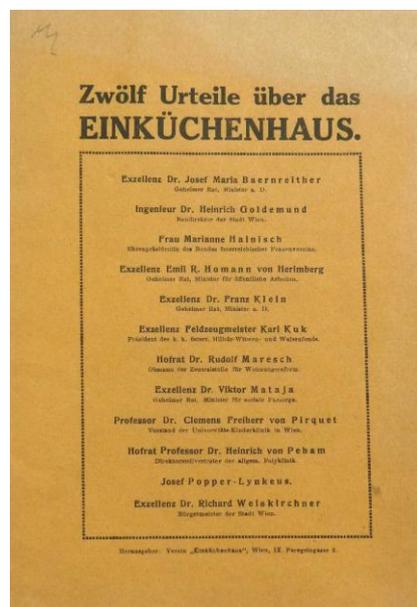


Abb.8: Broschur der Erstaussgabe 1920

Der damalige geheime Rat und Minister für öffentliche Arbeiten in Wien, Emil Homann von Herimberg bezieht zunächst einen sehr rationalen Standpunkt. Für ihn scheint allein die Einsparung von Rohstoffen und die effizientere Raumausnutzung von Belang:

*„Das Einküchenhaus kann als ein nützlicher Bautypus zur Ersparung von Räumlichkeiten angesehen werden. Die versuchsweise Einführung solcher Häuser*

*wird sich gegenwärtig umso mehr empfehlen, als damit die Möglichkeit einer Ersparung an Brennstoffen, insbesondere an Kohle verknüpft erschiene.*<sup>18</sup>

Der damalige Baudirektor der Stadt Wien hingegen gesteht dem Konzept des Einküchenhauses lediglich die Rolle einer Übergangslösung zu, solange die „sozialen Verhältnisse“ Frauen zu Erwerbsarbeit „zwingen“.

*„Meine Ansicht über das Einküchenhaus ist folgende: Eine allgemeine Anwendung desselben halte ich nicht für wünschenswert, da dasselbe den vollständigen Zusammenschluss der Familie und den vollständigen Abschluss derselben in ihrem häuslichen Leben gegen die Nachbarschaft gefährdet. Ausnahmsweise muss ich aber zugeben, daß in unserer Zeit, wo leider soziale Verhältnisse bestehen, die die Frau zwingen, sich dem Erwerbsleben zu widmen, das Einküchenhaus die Lebensverhältnisse für Ehen dieser Art günstiger zu gestalten vermag, als es heute vielfach der Fall ist.“*<sup>19</sup>

Ganz auf das Kochen selbst konzentriert sich bei seiner Stellungnahme der Vorstand der Universitäts-Kinderklinik in Wien, Professor Freiherr von Pirquet:

*„Unsere Kochkunst muss sich auf der Kenntnis des Nährwertes der Speisen aufbauen. Die rationelle Kochweise der Zukunft wird sich in größeren Verbänden, wie in der gemeinsamen Küche des Einküchenhauses am besten geltend machen und wesentliche Ersparungen ermöglichen.“*<sup>20</sup>

Abschließend urteilt der damalige Bürgermeister Wiens, Dr. Richard Weiskirchner skeptisch, doch prinzipiell aufgeschlossen und pragmatisch:

---

<sup>18</sup> Zitiert aus: *Zwölf Urteile über das Einküchenhaus*. Herausgeber: Verein Einküchenhaus, Wien, 1920, S.11

<sup>19</sup> Ebd. S.9

<sup>20</sup> Ebd. S.14

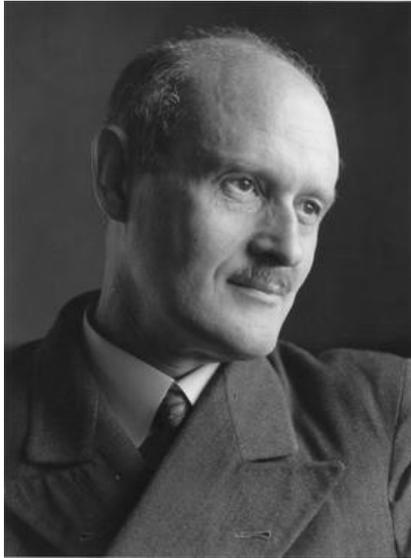
*Ich vermag kein abschließendes Urteil darüber abzugeben, ob die Einküchenhäuser geeignet sind, in durchgreifender Weise die Wohnungsnot zu lindern, der Dienstbotennot zu steuern und nebst der Ersparnis, die im Einzelhaushalt erzielt werden kann auch eine nennenswerte Ökonomie auch in den öffentlichen Einrichtungen (Kohlenbedarf, Marktverkehr usw.) herbeizuführen. Aber ungeachtet dieser Vorbehalte scheint es mir wünschenswert, wenn vorbildlich an einzelnen Punkten Wiens derartige Einküchenhäuser errichtet werden. In diesem Sinn habe ich auch bereits vor längerer Zeit die Direktion der städtischen Straßenbahnen angewiesen, bei den Projekten über neue Wohnhäuser für ihre Angestellten auf die Errichtung eines Einküchenhauses Bedacht zu nehmen.“<sup>21</sup>*

---

<sup>21</sup> Zitiert aus: *Zwölf Urteile über das Einküchenhaus*. Herausgeber: Verein Einküchenhaus, Wien, 1920, S.15

## Die Architektur

Der Entwurf des ersten Bauabschnitts des Heimhofs stammt von dem Wiener Architekten Otto Rudolf Pollak-Hellwig.



**Abb.9:** Otto Rudolf Pollak-Hellwig

Otto Pollak-Hellwig beschäftigte sich intensiv mit rationeller Wohnungs- und Haushaltsplanung, wie zum Beispiel der Planung von Kleinküchenentwürfen unter dem Aspekt „Die neue Frau – die neue Wohnung“. Insbesondere versuchte er Grundrisse mit beschränktem Raum so effizient wie möglich zu gestalten. Er publizierte die Ergebnisse dieser Beschäftigung in verschiedenen Fachzeitschriften. So erschienen in der Zeitschrift „Die Wohnungsreform“ u.a. die Aufsätze „Rationelle Grundrisse für Klein- und Kleinstwohnungen“, „Die Wohnung für das Existenzminimum“ und „Wie die Küche, so die Wohnung“.

1934 erschien dann sein theoretisches Hauptwerk: „Behagliche Wohnung und praktischer Haushalt“. In Wien hatte er bereits vor dem Heimhof ein Wohnhaus geplant, das durch einen neuartigen Umgang mit den hauswirtschaftlichen Einrichtungen auffiel. In dem biedermeierlich

wirkenden Bau der Wohnhausanlage Wien 17, Hernalser Hauptstraße/Bergsteiggasse aus den Jahren 1924-1925 war die Besonderheit der 35 Wohnungen die eingebaute „Wirtschaftsnische“, ein Wiener Vorläufer der Frankfurter Küche. Moderne Einrichtungen wie z.B. Gasherd mit über Dach entlüftender Dunsthaube, ein ins Freie entlüftender Speisenschrank, klappbare Arbeitsplatten, Heißwasserautomat, eine vom Vorraum herausziehbare Mistkiste etc. waren auf nur 6,5 Quadratmeter Fläche untergebracht.<sup>22</sup>

Bis 1927 wurde der Heimhof nach Plänen von Carl Witzmann erheblich erweitert, auf nun 271 Wohnungen, zumeist Kleinstwohnungen und einige 2- und 3-Zimmer-Wohnungen mit einer durchschnittlichen Größe von knapp 30m<sup>2</sup>.<sup>23</sup> Zudem wurde im Innenhof ein Kindergarten gebaut, der das nun sehr umfangreiche soziale Angebot komplettierte (Speisesaal, Gesellschaftsraum in dem sogar Tageszeitungen auslagen!). Zudem gab es eine Zentralwäscherei die zum Selbstkostenpreis arbeitete.

Dass die Idee ursprünglich nicht aus dem sozialdemokratischen, sondern dem bürgerlich-liberalen Umfeld kam, zeigt sich in der eher konservativen architektonischen Formensprache. Die Fassadengestaltung des ersten Bauabschnitts blieb dem klassischen Formenkanon verpflichtet. Der ursprünglich frei stehende Bau wurde durch die Erweiterung zu einem großen Block geschlossen. Ein dreigeschossiger, schmuckloser Trakt, in dessen Mitte sich der Haupteingang befindet, stellt den Kern der Anlage dar. Durch diese Erweiterung entstand eine *„etwas verwirrende und*

---

<sup>22</sup> Vgl. *Ein Wohnhaus mit arbeitssparender Einrichtung: Die Wirtschaftsnische*. In: Arbeiter-Zeitung, 1923, S.7

<sup>23</sup> Vgl. Anhang S. 131/132

architektonisch uneinheitliche Anlage, die dem Bau den Spitznamen "Labyrinth" eintrug"<sup>24</sup>

Das Kernstück des Heimhofs bildet die Zentralküche mit dem daran angeschlossenen Speisesaal. Beide Einheiten befanden sich im ersten Bauabschnitt und waren bereits so großzügig dimensioniert, dass nach der Erweiterung keine zusätzliche Ergänzung notwendig war. Da die Küche von Anfang an für die endgültige Größe des Heimhofs dimensioniert war, wurde sie auch erst durch die Erweiterung rentabel.

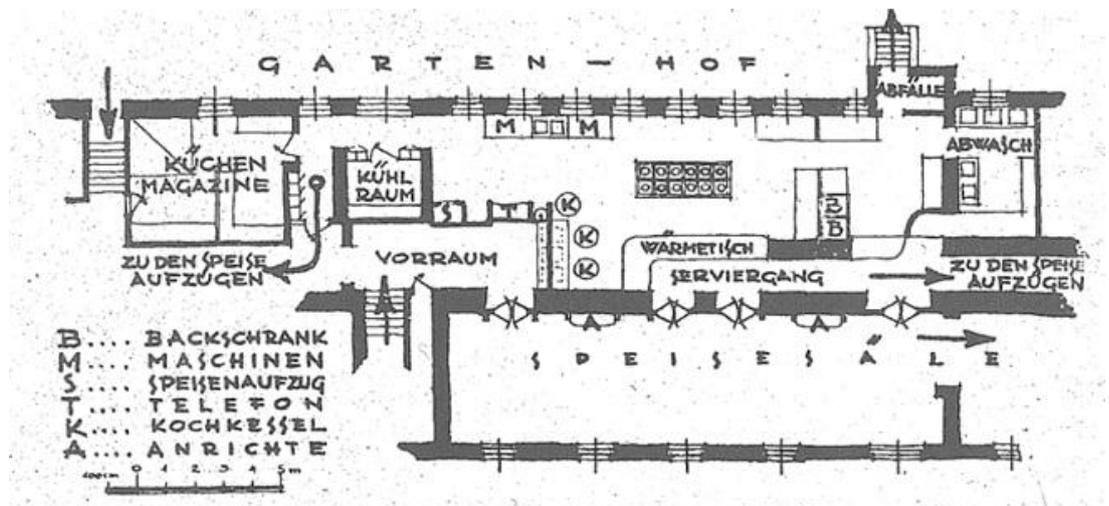
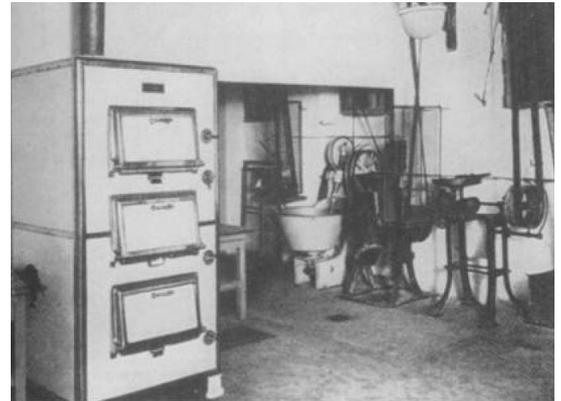


Abb.10: Grundriss der Zentralküche im ersten Bauabschnitt

<sup>24</sup> Inge PODBRECKY, *Rotes Wien*, Falter-Verlag, 2003, S.20 f.

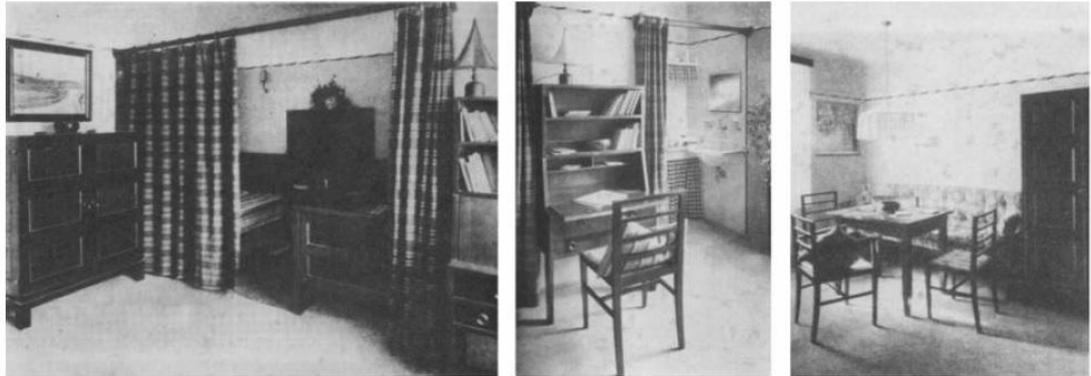


**Abb.11/12:** Die Zentralküche

Der Heimhof war von Beginn an mit einer Zentralheizung ausgestattet. Im Untergeschoss wurden großzügige Badeanlagen eingerichtet.

Die Wäscherei befand sich zunächst im Dachgeschoss, wurde im Zuge der Erweiterung in das Untergeschoss verlagert und mit modernen Bügelanlagen ausgestattet. Zudem verfügte der Heimhof über ein Heizhaus, Arbeiterclubs, Sporträume sowie einige Geschäftsräume.

Aufgrund all dieser Gemeinschaftseinrichtungen konnten die Wohnungen deutlich kleiner werden, als in anderen Wohnanlagen der Zeit. Die durchschnittliche Wohnungsgröße lag bei nur knapp 30 m<sup>2</sup>. Trotz der bescheidenen Größe gab es in den Zweizimmerwohnungen ein Vorzimmer um die Privatsphäre der Bewohner besser vom halböffentlichen Leben auf den Gängen abzuschotten.



**Abb.13/14/15:** Einzimmerwohnung mit Schlafbereich und Wirtschaftsnische

Die Einzimmerwohnungen wurden hingegen direkt erschlossen. Ein kleiner „Vorraum“ lag zwischen Toilette und Wirtschaftsnische mit Gaskocher und Kaltwasseranschluss. Der alkenartigen Schlafbereich konnte tagsüber hinter Vorhängen verborgen werden.



**Abb.16:** Grundriss einer Einzimmerwohnung

Für jeden Trakt war eine „Hausgehilfin“ vorgesehen, die wie in einem Hotel die Wohnungen reinigte, allerdings nur einmal wöchentlich. Dafür standen ihr elektrische Staubsauger zur Verfügung, zudem gab es in

jedem Trakt einen Müllschlucker und einen als Wirtschaftskammer bezeichneten Raum in dem es ebenfalls einen Wasseranschluss und eine Toilette gab.



**Abb.17:** Der Speiseaufzug



**Abb.18:** Der Müllschacht

Großzügige, gegen Süden gerichtete Dachterrassen wurden als Gemeinschaftsflächen für alle Bewohner geplant.



**Abb.19:** Der Heimhof kurz nach der Fertigstellung



**Abb.20:** Die gemeinschaftlich nutzbare Dachterrasse



**Abb.21:** Ansicht des Innenhofs (ca.1930)

## Vergabe der Wohnungen

Die Heimhof-Genossenschaft vergab die Wohnungen des Heimhofs ihren Bestimmungen<sup>25</sup> gemäß nach bestimmten Kriterien. Zunächst musste jeder Bewerber/innen für eine Wohnung dieser „neuen Wohntype“ Mitglied der Heimhof-Genossenschaft sein.<sup>26</sup> Dies war nur für österreichische Staatsbürger möglich. Um Mitglied in der Genossenschaft zu werden, war es nötig, neben einer Aufnahmegebühr, sich zur Zeichnung eines „Geschäftsanteiles“ zu verpflichten. Außerdem kam auch noch ein Baukostenbeitrag hinzu. Den Interessent/innen wurden also bereits zu Beginn recht hohe, finanzielle Hürden gestellt. Zudem verteuerten sich die zu zeichnenden Anteile innerhalb kurzer Zeit.<sup>27</sup>

Bei der Vergabe der Wohnungen wurden Familien mit Kindern bei denen beide Elternteile berufstätig waren bevorzugt.

Die Mahlzeiten aus der Zentralküche mussten, neben der normalen Miete, gesondert bezahlt werden. Der Preis pro Tag betrug zunächst 2-3 Schilling. Das war für damalige Verhältnisse wenig, wenn auch vielleicht nicht, wie in einem Schreiben der Heimhof-Genossenschaft behauptet, „*ganz unglaublich bescheiden*“.<sup>28</sup>

---

<sup>25</sup> Vgl. Bestimmungen der Heimhof Genossenschaft, Quelle: Archiv d. Bezirksmuseum Rudolfsheim-Fünfhaus, siehe Anhang: Dokument 1

<sup>26</sup> Vgl. Anhang: Dokument 8

<sup>27</sup> Vgl. Brief der Heimhof-Genossenschaft vom 27. September 1918, siehe Anhang: Dokument 4

<sup>28</sup> Aus einem Brief der Heimhof Genossenschaft, Quelle: Archiv d. Bezirksmuseum Rudolfsheim-Fünfhaus , siehe Anhang: Dokument 2

## Das Leben im Heimhof

Die fehlende Klarheit in der Grundriss-Architektur wurde durch den Spitznamen Labyrinth oder „Lawarint“<sup>29</sup>, wie es im Wienerischen Dialekt hieß, sehr treffend zum Ausdruck gebracht. Das „Lawarint“ verwirrte Bewohner/innen und Besucher/innen, übte aber anscheinend auch eine gewisse Faszination aus, wie die Beschreibungen der Räumlichkeiten des Heimhofs aus einer Erzählung von Anja Brigitte Nichols zeigen.<sup>30</sup> Hier bildet der labyrinthische Heimhof die Kulisse. Eine junge Studentin wird von einem der Protagonisten dort eingeführt:

*"Wir werden den Haupteingang über der Pilgrimgasse nehmen. Besonders von dort aus haben sie das Vergnügen, die Verwinklungen der Gänge kennen zu lernen... Sie bogen in den nach links weg führenden Gang ein. Drei doppelte Pendeltüren hatten er und Dalli zu durchschreiten, bevor sich Ihnen zur Rechten ein weiterer Gang öffnete, bei dem mehrere Treppenabsätze empor wie auch hinab führten. Horst Steiner deutete auf die Ansammlung von Stufen: Es ist dies immerhin der kürzeste Weg zu meiner Wohnung zu gelangen. Dieses Haus fasziniert mich in meinem Innersten. Man vermag hier Stunden um Stunden zu verbringen und in die verschiedensten Gänge zu gelangen, ohne jemals den Ausgang oder auch meine Wohnung zu finden. Kommen sie."<sup>31</sup>*

In solchen Beschreibungen bekommt die verwinkelte Architektur des Heimhofs fast schon etwas Schicksalhafteres:

---

<sup>29</sup> Zitiert aus einer Beschreibung der ehemaligen Bewohnerin I. ZEMBSCHE, Quelle: Archiv d. Bezirksmuseum Rudolfsheim-Fünfhaus

<sup>30</sup> Anja Brigitte NICHOLS: *Sehnsucht nach dem Ponyhof, Das Buch zur Hörspielsymphonie*, Eigenverlag

<sup>31</sup> Ebd. S.195

*„Jeder der Gebäudeteile sieht gleich aus, du weißt nie, wo du dich befindest. In der ersten und zweiten Etage befinden sich Blindgänge, die nirgends hinführen, außer zu Wohnungen und zu einem Fenster, das aber höchstens geeignet ist, dich aus Verzweiflung dort hinab zu stürzen.“<sup>32</sup>*

Die ungewöhnliche Wegführung im Heimhof scheint mehrere Bewohner/innen im „Innersten“ bewegt zu haben. Der Wiener Musikprofessor und Komponist, Dr. Karl Schiske, der in der Nachkriegszeit im Heimhof aufgewuchs, komponierte später ein Werk, das er als Vertonung des Heimhofs bezeichnete: „mit charakteristischer Musik für die einzelnen Gänge, Treppen, Stockwerke, Dachterrassen, Kellergänge.“<sup>33</sup>

Die Aussage eines anderen Heimhof-Bewohners deutet auf das frühe Ende einiger der Kollektiv-Einrichtungen:

*„In jedem Stockwerk gab es ein Stubenmädchen. Die Bettwäsche wurde vom Haus zur Verfügung gestellt. Das funktionierte nicht sehr lange, da es wirtschaftlich bergab ging. Später mussten die Stubenmädchen zwei Trakte bedienen.“<sup>34</sup>*

Soweit es sich heute rekapitulieren lässt, waren die Bewohner/innen mit den besonderen Einrichtungen des Heimhofs im Alltag sehr zufrieden. Dazu berichtete das „Deutsche Handwörterbuch des Wohnungswesens“, dass den Heimhof als „das Musterbeispiel eines Einküchenhauses“ bezeichnete, bereits 1930:

---

<sup>32</sup> Anja Brigitte NICHOLS: *Sehnsucht nach dem Ponyhof, Das Buch zur Hörspielsymphonie*, Eigenverlag, S. 203

<sup>33</sup> Quelle: Brief v. H. Felsing vom 27.03.2006 aus dem Archiv d. Bezirksmuseum Rudolfsheim-Fünfhaus

<sup>34</sup> Zitat aus einer Beschreibung des ehemaligen Bewohners K. GOEDICKE; Quelle: Archiv d. Bezirksmuseum Rudolfsheim-Fünfhaus

*„die bisher bekannt gewordenen Äußerungen der Bewohner des Wiener Hauses lauten günstig, was zweifellos damit zusammenhängt, dass trotz der zentralen Speisebereitung das Familienleben selbst sich gänzlich ungestört und persönlich entwickeln kann, so dass auch die Hausordnung nur als Erleichterung, nicht aber als Zwang empfunden wird.“*

Diese Anmerkung ist insofern interessant, als von konservativen Kritiker/innen des Einküchenhauses im Vorfeld immer vor einer „Störung“ des Familienlebens gewarnt wurde: *„Gemeinsame Küchen in Mietshäusern sind abzulehnen, alles ist abzulehnen, was die seelischen Kräfte der Familie zerstört.“*<sup>35</sup> Diese Befürchtung schien sich aber bereits wenige Jahre nach Fertigstellung des Heimhofs erledigt zu haben.

Dafür wurden die Vorzüge der zentralen Küche von den Bewohner/innen schon fast euphorisch beschrieben:

*„Man hat in der Wohnung nicht im Geringsten etwas zu tun gehabt. Es war picobello aufgeräumt. Wir mussten gar nichts kochen. Es gab in der Früh einen Teewärmer. Sogar am Sonntag, möglichst um 6 Uhr früh – es war der einzige Tag, wo wir einen Ausflug machen konnten – wurde ich in die Küche geschickt und habe bei der Köchin „Weekend-Schnitzel“ bestellt. Statt warmen Essen hat man die panierten Schnitzel eingepackt mitgenommen. In ein Gasthaus zu gehen war viel zu teuer.“*<sup>36</sup>

Über den Alltag im Heimhof, insbesondere über die Funktion der Zentralküche gab es, seit seiner Auflösung als Einküchenhaus, immer

---

<sup>35</sup> In: Reichspost, 5. September 1925, S.6. siehe Anhang: Dokument 11

<sup>36</sup> Zitiert aus einer Beschreibung der ehemaligen Bewohnerin I. ZEMBSCH, Quelle: Archiv d. Bezirksmuseum Rudolfsheim-Fünfhaus

wieder Befragungen ehemaliger Bewohner/innen, die diese erste Phase miterlebt hatten.

Über die Erfahrungen mit dem Herzstück des Heimhofs, der Zentralküche, berichtet ein damaliger Bewohner:

*"Es gab täglich eine volle, riesenlange Speisekarte wie in einem feinen Hotel. Meine Mutter hat die Küche geleitet, hat den Einkauf gemacht (...) Ich habe mich aus diesem Grund sehr oft in der Küche aufgehalten. (...) In der Küche war ein kleines Fensterchen zum Speisesaal. Man hat gesagt, was man essen will und hat mit Essmarken bezahlt. Es gab volles Essen mit Suppe und Mehlspeise. Einige Leute haben das Essen in der Küche geholt und im Zimmer aufgewärmt."*<sup>37</sup>



**Abb.22:** Der Speisesaal im Heimhof (um 1930)

Der Speisesaal wird von ehemaligen Bewohner/innen als lebendiger Treffpunkt bezeichnet. Er war über die bloße Essenseinnahme hinaus ein

---

<sup>37</sup> Zitat aus einer Beschreibung des ehemaligen Bewohners K. GOEDICKE; Quelle: Archiv d. Bezirksmuseum Rudolfsheim-Fünfhaus

kommunikativer Raum, in dem vor allen die von der Hausarbeit entlasteten Frauen soziale Beziehungen entwickeln konnten. Seine Ausstattung mit „einer ganzen Reihe von Tageszeitungen, Wochen- und Monatsschriften“ ermöglichte eine kontinuierliche Information und Diskussion der Tagesereignisse, die ein Stück literarischer Öffentlichkeit wieder aufleben ließ. In der Selbstverwaltung und Selbstorganisation des Hauses fand dies eine unmittelbar politische Ergänzung: *„Alljährlich wurden von allen Mietern des Hauses eine Anzahl Frauen gewählt, die für die gesamte Verwaltung des Hauses verantwortlich sind.“*<sup>38</sup>

G. Pirhofer schreibt in seiner Arbeit „Gemeinschaftshaus und Massenwohnbau“ in der in einem Kapitel auch auf den Wiener Heimhof eingegangen wird, die basisdemokratische Hausverwaltung gäbe nach Aussagen ehemaliger Bewohner/innen *„genügend Hinweise, dass die Erfahrungsproduktion im Medium demokratischer Hausöffentlichkeit nicht ohne Emanzipationseffekt auf das Familienleben geblieben ist.“*<sup>39</sup>

Ansonsten finden sich in jenen Befragungen auch einige widersprüchliche Aussagen, interessanterweise gerade in Bezug auf die Speiseaufzüge, von denen man meinen sollte, dass sie den ersten Bewohner/innen eigentlich als die spektakulärste technische Einrichtung des Heimhofs in genauerer Erinnerung hätten bleiben müssen. So beschreiben manche den unvergleichlichen Komfort, schon das Frühstück auf diese Weise in Empfang nehmen zu können, während andere der Meinung sind, die Speiseaufzüge wären nie in Betrieb genommen worden.

---

<sup>38</sup> Gottfried PIRHOFER, zitiert aus einer unveröffentlichten Studie; Quelle: Archiv d. Bezirksmuseum Rudolfsheim-Fünfhaus

<sup>39</sup> Ebd.

## Das Ende der Zentralwirtschaft

Ein unglücklicher Geburtsfehler des Heimhofs war der Umstand, das 1927, im Jahr der Fertigstellung, also gerade zur Zeit größter Wohnungsnot, viele Mieter/innen nur einzogen, um überhaupt ein Dach über dem Kopf zu haben. Diese an dem Konzept eines Einküchenhauses gänzlich desinteressierte Mieterschaft (es sollen, Umfragen unter den damaligen Bewohnern zufolge, etwa 100 gewesen sein) hemmte seine Entwicklung.

Ein weiteres Problem war die Finanzierung. Eine 1932 im Auftrag des Referats für Frauenarbeit der Wiener Arbeiterkammer in Auftrag gegebene Untersuchung kam letztlich zu dem Ergebnis, dass die finanziellen Voraussetzungen für den Einzug in den Heimhof eine für das Proletariat fast unüberwindliche Hürde waren. So war zunächst eine Mitgliedschaft in der Heimhof-Genossenschaft Bedingung. Dafür musste eine Einschreibegebühr sowie eine einmalige, nicht rückzahlbare, Baukostenbeteiligung bezahlt werden.

Zudem waren die Mieten so hoch - obwohl die Finanzierung des Heimhofs den Prinzipien der sozialdemokratischen Wohnhausverwaltung entsprechend ohne Verzinsung des investierten Kapitals erfolgte- dass die unteren Einkommensschichten sie sich kaum leisten konnten. Hinzu kamen stetig steigende Benutzungsgebühren für die Gemeinschaftseinrichtungen. Somit kamen die Mieter/innen des Heimhofs eher aus dem bürgerlichen Umfeld und seine Annehmlichkeiten blieben eine Utopie für diejenigen, für die er ursprünglich erdacht worden war.

Dennoch bewährte sich das Konzept - wenn auch nicht für die ursprüngliche Zielgruppe- zunächst sehr gut. In gewisser Weise kann man der Vorsitzenden der Heimhof Genossenschaften, Gisela Urban, ruhig

Glauben schenken wenn sie resümierte, der Heimhof *"erfüllte (...) alle Träume von einem hauswirtschaftlich unbeschwerten Leben."*<sup>40</sup>

Doch letztlich machten die Austro-Faschisten dem Einküchenhaus den gar aus. Ihr gesellschaftliches Ideal widersprach allen seinen Reformansätzen, das Bild der Frau, die am Herd als „Heimatfront“ tätig war, wurde als einziges als vereinbar mit nationalsozialistischen Idealen angesehen. Die Errungenschaften im Zuge von Emanzipation und Frauenbewegung wurden im Faschismus wieder der biologischen Mutterrolle untergeordnet<sup>41</sup>

1938 wurde der Heimhof funktionell aufgelöst und jüdische Bewohner/innen deportiert.<sup>42</sup> Eine ehemalige Bewohnerin berichtete aus jener Zeit: *"Wir haben das Schreien gehört, das Schreien um Hilfe. Wir haben nichts machen können. Wie die Juden fort waren, sah die Nazi einigestürmt. Jeder hat dort a Wohnung wollen."*<sup>43</sup>

Den zweiten Weltkrieg überstand der Heimhof fast unbeschadet. An die Bombardierung Wiens im Jahr 1945 erinnert sich eine Heimhof-Bewohnerin:

*„Als 1945 die Alarm-Sirenen nicht mehr funktionierten, übersiedelten wir alle in den Keller, wo wir sogar in Notbetten übernachteten. Das Eckhaus Pilgramgasse – Wurmsergasse wurde getroffen und zerstört. Ich erlebte die Treffer im Keller der*

---

<sup>40</sup> Gisela URBAN, *Das Wiener Einküchenhaus*, In: Westfälisches Wohnungsblatt 6, 1927, S.234-238

<sup>41</sup> Vgl. Ingrid SCHICKER-NEY, *Oikos. Von der Feuerstelle zur Mikrowelle. Haushalt und Wohnen im Wandel*. Anabas-Verlag, 1992, S. 172f.

<sup>42</sup> Vgl. Anhang: Dokument 10

<sup>43</sup> Zitiert aus einer Beschreibung der ehemaligen Bewohnerin I. ZEMBSCHE, Quelle: Archiv d. Bezirksmuseum Rudolfsheim-Fünfhaus

*Stiege 2. Die Detonation war so furchtbar, dass wir alle glaubten, unser Haus sei getroffen worden, und wir wunderten uns, als wir sahen, dass unser Stiegenhaus noch stand. Der Heimhof überstand den Krieg fast unversehrt. Nur auf Stiege 3 gab es im Gang ein Loch – ich glaube, im 2. Stock.“<sup>44</sup>*

## Der Heimhof heute ...und morgen

Nachdem funktionalen Ende der Gemeinschaftseinrichtungen (Ausnahmen waren die Wäscherei und das Gemeinschaftsbad, die noch bis in die 60er Jahre genutzt wurden) verloren die kleinen Wohnungen im Heimhof ihre Attraktivität. Entsprechend verlief ihre Entwicklung in den folgenden Jahren: Die Wohnungen wurden zunächst behelfsmäßig mit Kücheneinbauten nachgerüstet, doch nicht selten verkamen sie zu Notunterkünften und verwarhlsten zusehends.

Die Wiener Stadtforscherin Renate Banik-Schweitzer beschreibt ihren Eindruck des Heimhofs, den sie 1992 aufsuchte:

*„Geht man heute durch die langen Gänge des Hauses, so ist immer noch eine seltsame Atmosphäre spürbar. Wie viele Wiener Wohnbauten ist auch der Heimhof zu einem guten Teil von älteren, alleinstehenden Frauen bewohnt. Die meisten von ihnen sind offen und gesprächsbereit, und manche auch nicht zu ängstlich, um dem/der Besucher/in, der/die sie am Gang anspricht, einen Blick in die Wohnung zu verwehren.“<sup>45</sup>*

---

<sup>44</sup> Quelle: Brief v. H. Felsinger vom 27.03.2006 aus dem Archiv d. Bezirksmuseum Rudolfsheim-Fünfhaus

<sup>45</sup> Renate BANIK-SCHWEITZER, *Wien wirklich*, Döcker-Verlag, 1992, S. 101

Zwei Jahre nach diesem Besuch gab die Gemeinde Wien eine Generalsanierung des Heimhof in Auftrag: Wohnungen wurden zusammengelegt, die Fassade, das Dach und die Fenster in Ordnung gebracht, Aufzüge eingebaut und der bestehende Kindergarten erweitert. Der Hof wurde umgestaltet und für die Öffentlichkeit nicht mehr zugänglich. In der Johnstraße und der Wurmsergasse wurden an den Stirnseiten nach historischem Vorbild Holzpergolen angebracht.

Funktionell unterscheidet sich der Heimhof heute nicht von anderen Wohnanlagen jener Zeit. Von der einstigen Idee ist heute nur noch der Name geblieben.



**Abb.23:** Der Heimhof heute (2017)

Für eine zukünftige Nutzung eines historisch so einzigartigen Gebäudes gab es in der Vergangenheit immer wieder Vorschläge. In einer Studie beschäftigte sich der Wiener Stadtforscher G. Pirhofer mit dieser Frage. Er schreibt: *„Eine besondere Herausforderung und Chance für eine solche Stadterneuerung stellt der Heimhof dar (...) die stadtgeschichtliche Bedeutung*

*dieser Anlage ist jener der berühmten Gemeindebauten der Zwischenkriegszeit durchaus vergleichbar.“ Und weiter: „Während für die Großwohnanlagen des roten Wien, allen voran, der Karl-Marx-Hof, allmählich substantielle Erneuerungskonzepte erarbeitet wurden, ist es bislang nicht gelungen, für den Heimhof eine seiner früheren Bedeutung gemäße soziale und kulturelle Nutzung zu erarbeiten.“<sup>46</sup>*

Eine mögliche, zukünftige Nutzung sieht Pirhofer in der Umwandlung des ursprünglichen Konzepts zu einem Modell für innovatives Wohnen für alte Menschen (die prinzipielle Anlage mit Speiseaufzüge, einer großen zentralen Küche, verschiedenen Gemeinschaftsräumen und kleinen Wohnungen lässt diese Idee plausibel erscheinen).

Vor allem jedoch sieht er im Heimhof, in Anlehnung an die Theorie Aldo Rossis, ein Stadtdenkmal.

---

<sup>46</sup> Gottfried PIRHOFER, zitiert aus einer unveröffentlichten Studie; Quelle: Archiv d. Bezirksmuseum Rudolfsheim-Fünfhaus

## Der Film " Das Einküchenhaus" - ein Zeitdokument



**Abb.24:** Motiv aus dem Film „ Das Einküchenhaus“

In den frühen zwanziger Jahren, erlebte die österreichische Stummfilmproduktion ihren Höhepunkt. Neben Unterhaltungsfilmen waren in dieser Zeit auch, meist mit staatlicher Unterstützung hergestellte, Aufklärungs- und Sittenfilme in Mode. Im weitesten Sinne diesem Bereich zuzurechnen ist der im Jahr 1923 unter der Regie von Leopold Niernberger entstandene Film " Das Einküchenhaus". Stilistisch unterscheidet sich "Das Einküchenhaus" von den typischen Vertretern des Aufklärungsfilms dieser Jahre wie z.B. " Narkotika (1924, ebenfalls von Leopold Niernberger) dadurch, dass er nicht nur aufklärend wirken sollte, sondern zugleich Züge eines Werbefilms hat. Mit einer Mischung von fiktionalen Handlungssträngen und dokumentarischen Aufnahmen versuchte man, einen appellativen und zugleich unterhaltsamen Film zu schaffen.

"Das Einküchenhaus" schildert den Alltag seiner Heldin Betty Hull. Zunächst wird ihre Überforderung durch Erwerbs- und Hausarbeit in einem traditionellen Wohnumfeld gezeigt. Der erste Zwischentitel

versucht sogleich eine Identifikationsebene (für die damaligen weiblichen Zuschauer) herzustellen:

*„Wer kennt die Sorgen, den Verdruß, den jede Hausfrau leiden muß. Und doppelt jene Frau empfindet, die Wirtschaft und Beruf verbindet?“*

In den ersten Szenen sieht man sieht Betty Hull an ihrem Arbeitsplatz im Büro, bereits gehetzt auf die Uhr blickend. Sie eilt nach Hause, wo ihre Kinder die fehlende Aufsicht für allerlei Unfug ausgenutzt haben (sie spielen mit Asche im Ofen und hängen sich an den Kronleuchter).

Dass auch reformerische Bestrebungen oft noch lange im Denken verhaftet bleiben, dass sie eigentlich zu überwinden suchen, beweisen die folgenden Zwischentitel: "Ein Mädchen, auch noch so jung, sucht häusliche Betätigung" und "Der Knabe hat stets Spass gefunden, am Spiel dass mit Gefahr verbunden". Die Rollenverteilung wird hier also nicht grundsätzlich hinterfragt.

Nun geht es ans Kochen, doch auch das scheint in diesem Trubel nicht zu gelingen, jedenfalls deutet die Reaktion des Ehemanns solches an. Zudem verschmutzt ein Kohlenlieferant die Wohnung, deren Reinigung natürlich die Aufgabe der Hausfrau ist. Und zuletzt muss sie auch noch das schmutzige Geschirr spülen! Damit ist die desaströse Ausgangslage plakativ dargestellt. Nun ist es bezeichnenderweise der Ehemann, der die Wende zum Besseren einläutet. Er nämlich wird auf die Neuerung des Einküchenhauses aufmerksam und beschließt den Umzug.

In den folgenden Szenen werden dokumentarische Aufnahmen vom Bau des Heimhofs gezeigt. Dann werden, ebenso plakativ, die Vorzüge des Einküchenhauses präsentiert. Die Botschaft dabei ist klar: nicht um ein neues Frauenbild geht es, sondern allein um eine "Optimierung" der

Lebens- und Arbeitswelt der Frau, damit diese ihrer Rolle (wieder) besser gerecht werden kann. Somit wird sie produktiver, was zuletzt symbolisiert wird, durch die von ihrem Chef nun gewährte Gehaltserhöhung.

Den letzten Hinweis auf diese dem Film zugrunde liegende Geisteshaltung gibt der Zwischentitel in der letzten Szene, als eine bisher eindeutig als feministisch und freigeistig charakterisierte, ledige Freundin Betty Hull im neuen Einküchenhaus besucht und "sagt": "Wenn ich eine solche Wohnung bekomme, heirate ich sofort!"

# Die Entwicklung der Einküchenhaus-Idee

## Entwicklung des Haushalts vom „ganzen Haus“ bis zur bürgerlichen Kleinfamilie

Im 18. Jahrhundert entwickelte sich eine in vielen Bereichen neuartige Wohnform: das bürgerliche Wohnen. Im Mittelalter noch waren Wohnen und Arbeiten eins und räumlich nicht voneinander getrennt. Die vorherrschende Arbeits- und Lebenseinheit war nicht die Familie im heutigen Sinn, sondern der Haushalt des "ganzen Hauses", bzw. der „Großen Haushaltsfamilie“ an dessen Spitze der patriarchalische Hausvater stand.<sup>47</sup>

Der Hausvater hatte ein Züchtigungsrecht gegenüber seinen Leuten, er war aber auch für sie verantwortlich und der Garant für ihre Sicherheit. Er war der einzige, der politische Rechte besaß.

*„Das Haus (Oikos) ist also ein Ganzes, das auf der Ungleichheit seiner Glieder beruht, die durch den leitenden Geist des Herren zu einer Einheit zusammengefügt werden.“<sup>48</sup>*

In diesen Arbeits- Lebens- und Wohngemeinschaften lebten die herrschaftliche Familie und das Gesinde zumeist in großer räumlicher Enge miteinander unter einem Dach, oft teilten sie sogar alle Räume

---

<sup>47</sup> Werner TROSSBACH, „Das ganze Haus“, Basiskategorie für das Verständnis ländlicher Gesellschaften in der frühen Neuzeit, in: BDLG 129, 1993, S. 277

<sup>48</sup> Otto BRUNNER, *Das „Ganze Haus“ und die alteuropäische „Ökonomik“*, In: Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte, Göttingen 1968, S. 105-107

miteinander. Dies wurde aber kaum als Problem empfunden, heutige Vorstellungen von Privatheit waren damals weitgehend unbekannt.

Auch die für jeden sichtbare Ungleichheit nötigte den herrschaftlichen Teil einer solchen Gemeinschaft nicht zu Vorsichtsmaßnahmen gegenüber eines in diesen Zuständen womöglich entstehenden Sozialneids, denn die Ungleichheit der Menschen wurde in allen Schichten als gottgewollt akzeptiert.

Doch diese räumliche Enge bedeutete nicht, dass zwischen den Bewohnern große Vertrautheit oder gar Herzlichkeit herrschte. Heutige Vorstellungen von engen Gefühlsbildungen innerhalb der Familie sind ein Produkt des bürgerlichen Zeitalters. Dies gilt auch für die Beziehung zwischen Ehepartnern und die zwischen Eltern und ihren Kindern.

Die räumliche Struktur der Häuser spiegelte diese Umstände wieder: Räume waren nicht für eine bestimmte Verwendung gedacht, meist spielte sich das Leben in Allzweckräumen ab, die ohne die Zwischschaltung von Fluren aneinander lagen und somit den Bewohner/innen auch keine Möglichkeit zur Privatheit boten.

Dafür bot diese Form des Zusammenlebens auch einen vom Hausvater zu gewährenden Schutz- innerhalb aber auch nach außen: Es war ein Grundelement der Verfassung, in der besonderer Friede, der „Hausfriede“ herrschte - ein Wort, das bis heute in dem Begriff „Hausfriedensbruch“ erhalten geblieben ist.

Daher stammen auch Machtbefugnisse des Hausvaters, Züchtigungsrechte sogar über das eigene Gesinde, und andererseits politische Rechte in der Gemeinde, die der Hausvater für sein Haus und alle darin wohnenden ausüben durfte.

Ein riesiges Archiv des Alltags in solchen „Ganzen Häusern“ stellen die im 16. – 18. Jahrhundert in großer Zahl geschriebenen Büchern über die Abläufe des Alltags dar, die sogenannte Hausväterliteratur. Diese Hausbücher enthielten alles, was damals für Wissens- und Lernenswert über den christlichen Hausstand angesehen wurde.

Folgende Zitate aus einem Buch dieser Gattung (Christian Sintenes: Hausbuch für Familien. 1807) belegen die patriarchalische Sichtweise des Autors, ganz im Einklang mit seiner Zeit:

*„Wacker, der Mann und Hausvater, stellt das wirklich vor, was er von Natur ist - das Haupt seiner Familie, den Herrn in seinem Haus . (...) Er teilt die sämtlichen häuslichen Geschäfte ein, gibt Acht, ob Jeder sein Pensum verrichte, und hält mit Ernst darauf, daß es geschehe. Er ist deshalb, so viel seine Welt- und Berufslage ihm verstattet, gern zu Hause, um das häusliche Ganze immer vollkommen zu übersehen und zu leiten, oder auch da, wo es fehlt, nachhelfen zu können. Neben den Hausvater tritt die Hausmutter, der als Hausherrin die Leitung der innerhäuslichen Geschäfte übertragen ist. Wie der Hausvater für die männlichen Hausgenossen vorbildlich ist, so zeigt sie sich als Muster jeder weiblichen Tugend, auf das alle weiblichen Hausgenossen nur blicken dürfen, um sich auf das weiblichedelste nachzubilden.“*<sup>49</sup>

---

<sup>49</sup> zitiert bei I. WEBER-KELLERMANN: *Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte*. Frankfurt am Main, 1975. S. 75-76

*„Sie liebt die Entfernung von geräuschvollen Gesellschaften, wie von allem groß-weltlichen Verkehr, sie vermeidet jeden unnützen Aufwand, sie mag über Stand weder wohnen, noch sich kleiden und findet die Modesucht so verächtlich wie lächerlich. Sie ist immerwährend stilltätig . . . vieles besorgt sie selbst, und über Alles, was sie besorgen läßt, hat sie die sorgfältigste Aufsicht, so, wie ihr Mann die Oberaufsicht über das Ganze hat . . . Ihr Haupterwerb aber besteht darin, daß sie das, was erworben wird, auf das beste zu Rathe hält, weise eintheilt, und wirtschaftlich anlegt.“<sup>50</sup>*

Auch das Gesinde muss dem Autor zufolge die Regeln seines Standes im „ Ganzen Haus“ auf das genaueste beachten:

*„Zum Haus gehören sorgfältig ausgesuchte, wackere Dienstboten. Allgemeiner Respekt gegen die Herrschaft ist der herrschende Thon unter ihnen, und sie gehorchen ihr aufs Wort. Haben sie aber einen begründeten Einwand, wird er mit grösserster Bescheidenheit vorgetragen. Jeder von ihnen thut seine Schuldigkeit, ohne sich erst dazu antreiben zu lassen. Sie sind fromm und sittsam, lassen keinen Fluch, keine Zote, kein Schimpfwort von sich hören, und üben weder Bosheit, noch Muthwillen, noch Leichtsinn, aus.“<sup>51</sup>*

Kinderfrau und Magd rechneten ebenfalls zur Familie. Nicht zufällig bieten die großen Familienporträts der Niederländer einen Durchblick in die Küche, wo die Magd - in etwas kleinerem Format wie die übrigen Familienmitglieder - freundlich von ihrer Arbeit zum

---

<sup>50</sup> zitiert bei I. WEBER-KELLERMANN: *Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte*. Frankfurt am Main, 1975. S. 79f.

<sup>51</sup> Ebd. S.81

Betrachter aufsieht. Auch das Gesinde fand sich einbezogen in den Sorgebereich des ganzen Hauses.

## Aufstieg des Bürgertums

Durch den Aufstieg des Bürgertums im 18. Jahrhundert änderten sich die Wohnverhältnisse grundlegend: die Ausrichtung auf den Markt und die Loslösung von ständischen Privilegien ermöglichten dem Bürgertum den Aufstieg. Parallel dazu wurden den neuen Unterschichten der Arbeiter die Beschränkungen für die Haushaltsgründung erlassen. Haushalt und Arbeitsstätte waren nun immer häufiger nicht mehr identisch.<sup>52</sup>

Unter diesen Voraussetzungen erst konnte das bürgerliche Ideal eines "familiären" Haushalts entstehen. Und erst infolgedessen entstanden neue Beziehungskonstrukte zwischen den Bewohner/innen dieser neuen, kleinfamiliären Haushalte. Das bis heute in gewisser Weise aktuell gebliebene Modell des „Familienlebens“ ist also keineswegs eine „überzeitliche und universelle Norm“<sup>53</sup>

Auch wenn es heute noch vielen so erscheinen mag. Der "Familiensinn" wurde bewusst propagiert, das "traute Heim", in dem sich eine Gefühlsidylle vor der harten Realität des Erwerbslebens außerhalb schützen konnte war eine neue, auch von gewissen politischen Kreisen empor gehobene Idee.

---

<sup>52</sup> Hans-Werner HAHN (Hg.) / Dieter HEIN (Hg.): *Bürgerliche Werte*, Böhlau-Verlag, Wien 2006, S.88f.

<sup>53</sup> Ulrich HERRMANN, *Das pädagogische Jahrhundert. Volksaufklärung und Erziehung zur Armut im 18. Jahrhundert in Deutschland*, Beltz-Verlag, 1981 S. 308

Überhaupt ist das Wort „Familie“ relativ neu in der deutschen Sprache. Bis in die frühe Neuzeit gab es dafür keinen anderen Begriff als eben das „Haus“. „Familie“ im heute gebräuchlichen Sinn ist im 18. Jahrhundert aus der französischen Sprache übernommen worden („famille“). Die Bedeutung des lateinischen „familia“ war noch eine andere gewesen: es schloss alle in einem Haus lebenden Personen mit ein, einschließlich der Sklaven und des Gesindes.

Diese sozialen Umwälzungen spiegelten sich auch in den Grundrissen der Häuser wieder. Die Idee individueller Räume, in der die Privat- und Intimsphäre der einzelnen Familienmitglieder gewahrt bleiben sollte und die jeweils von einem Flur aus erschlossen werden, setzte sich nun durch. Bürgerliche Ideale wie Zweckmäßigkeit und Sparsamkeit schlugen sich zudem in einem neuen Stil der Einrichtung nieder, der nicht mehr der Repräsentation diene, sondern der Schaffung eines behaglichen Raumes, in dem die neuen, familiären Gefühlsbindungen in den Mittelpunkt gestellt wurden.

In der frühkapitalistischen Periode konnte sich solches zunächst jedoch kaum innerhalb der ärmeren Schichten entwickeln. Beengte Wohnverhältnisse aus wirtschaftlicher Not blieben noch lange das Los der Arbeiter/innen.

Nachdem im 18. Jahrhundert außerhäusliche Erwerbsarbeit stark zugenommen hatte, entwickelten sich jene Rollenbilder, die in konservativen Kreisen auch heute noch bis zu einem gewissen Grad

Gültigkeit haben. Auch der Begriff „ Hausfrau“ stammt aus dieser Zeit. Bis ins frühe 19. Jahrhundert war noch der Begriff Hausmutter gebräuchlich.

Die Familie wurde nun als "Keimzelle" <sup>54</sup> der Gesellschaft angesehen und damit verknüpft waren die Vorstellung von entlohnter Erwerbsarbeit und unbezahlter Heim- bzw Familienarbeit. Die Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit kristallisierte sich als grundlegende gesellschaftliche Konstante heraus.

### Soziale Strukturierung durch gebaute Räume

Seit dem 19. Jahrhundert prägt die Kleinfamilie die sozialen Strukturen des privaten Haushalts. <sup>55</sup> Doch bereits im 18. Jahrhundert war der Haushalt nicht mehr der Ort, an dem seine Bewohner autark ihre Existenz bestreiten konnten. Die Teilung in häusliche Arbeit und Erwerbsarbeit war bereits so weit fortgeschritten, dass der Haushalt nicht mehr die alleinige Existenzsicherung einer Familiengemeinschaft sein konnte.

Mit der zunehmenden, entlohnten Erwerbsarbeit entwickelten sich jene Rollenbilder, die das ganze 20. Jahrhundert mehr oder minder überdauern sollten. Die im Haushalt verbliebene, nicht entlohnte Arbeit wurde somit in Konkurrenz mit der prestigeträchtigen, entlohnten Arbeit zu einer sekundären, weniger wertgeschätzten Arbeit.

---

<sup>54</sup> Claudia NITSCHKE, *Der öffentliche Vater: Konzeptionen paternaler Souveränität in der deutschen Literatur (1755–1921)*, Hermaea. Neue Folge, Band 130, S.37

<sup>55</sup> Vgl. Wolfgang GLATZER (Hg.), *Entwicklungstendenzen der Sozialstruktur*, Campusverlag, Frankfurt am Main, 1994, S. 239f.

Die Kleinfamilie der bürgerlichen Oberschicht war das idealtypische Bild der intimsten gesellschaftlichen Lebensform. Auch im proletarischen Milieu, das diese Lebensform zumeist aus finanzieller Not nicht leben konnte, galt sie nichtsdestoweniger als zu erreichendes Ideal.

Die Grundrisse der bürgerlichen Wohnungen jener Zeit spiegelten die Trennung zwischen dem Hauspersonal in den Arbeitsräumen und der bürgerliche Familie in den Wohnräumen und waren somit ein Abbild der damaligen Klassengesellschaft. Entsprechend war die Küche dem Arbeitsbereich zugeordnet und im Gegensatz zu den repräsentativen Räumen, die zur Straße hin orientiert waren, meist im weniger gut belichteten Teil der Wohnung untergebracht. In wohlhabenden bürgerlichen Familien, die sich einen oder mehrerer Angestellte leisten konnten, war die Küche diesen fast ausschließlich vorbehalten.

Mit der Küche wurde schmutzige Arbeit und schlechte Gerüche assoziiert, daher würde sie möglichst "versteckt" und so weit es ging, von den repräsentativen Räumen, wie beispielsweise dem Esszimmer, separiert. Das inszenierte Speisen der bürgerlichen Familie im Esszimmer, dem wichtigsten Raum, bildete den bewussten Kontrast zur möglichst versteckten Speisezubereitung.

Das Ideal war die perfekte Illusion Speisen aus dem Nichts herbei zu zaubern. Der bayerische König Ludwig II kam ihm wohl am nächsten indem er in seinem Schloss Herrenchiemsee eine Hubvorrichtung einbauen ließ, durch die sein Esstisch sich eine Etage absenken ließ, wo er vom Personal gedeckt werden konnte. Allerdings mussten die Speisen in

der Küche des Alten Schlosses zubereitet und ins Neue Schloss gebracht werden, da es dort noch keine Küche gab.

## Die Dienstbotenfrage

In der neuen bürgerlichen Wohnphilosophie hatte auch das Verhältnis zwischen der herrschaftlichen Klasse und ihren Bediensteten eine grundlegende Änderung erfahren. Diese wurden nun nicht mehr als zwar untergebene, aber in gewissen Sinn dennoch natürliche "Mitbewohner" begriffen, wie es im mittelalterlichen "ganzen Hause" üblich war, sondern als eigene, niedrigere Klasse, deren Anwesenheit im Haus rein ökonomischen Gründe hatte. Dies stand aber nun im Widerspruch zu der nach wie vor großen räumlichen Nähe zu den herrschaftlichen Bewohnern.

Um die Jahrhundertwende hatte sich die „Dienstbotenfrage“ zu einem breiten gesellschaftlichen Phänomen entwickelt, das in einem interessanten, mehrfachen Bezug zu der gleichzeitigen Entstehung der Einküchenhausidee stand: Ab 1900 führte der allmähliche Rückgang der Dienstboten zu einer „Dienstbotennot“ in bürgerlichen Haushalten. Daraus ergab sich eine Marktlücke, die das Einküchenhaus eigentlich zu füllen im Stande gewesen wäre. Tatsächlich stellte die Dienstbotenbewegung, die die Abschaffung der feudalen Gesindeordnung und die Gleichstellung des bislang in seinem gesamten Lebenszusammenhang in das Dienstverhältnis unterstellten Hauspersonals mit den gewerblichen Arbeiter/innen forderte (Trennung

von Arbeit und Freizeit, Geldlohn, Aufnahme in die Krankenkasse) den Bestand der patriarchalischen Familie in Frage.<sup>56 57</sup>

Hier hätte das Einküchenhaus in zweifacher Weise eine Lösung darstellen können: die Sicherung eines bürgerlichen Haushalts ohne die in jenen Jahren für viele bürgerliche Haushalte immer schwieriger zu finanzierende Hausangestellten bei deren gleichzeitiger Emanzipation. Doch das Einküchenhaus konnte von dieser „Notlage“ letztlich keinen Nutzen ziehen, wie es auch trotz vieler anderer, noch aufzuzeigender rationaler Gründe, die für seine Verwirklichung sprachen, sich nicht durchsetzen konnte.

## Rationalisierung vs. Kollektivierung

Erste Ideen über die Kollektivierung des Haushaltes entstanden im Umkreis der Frühsozialisten bereits im 18. Jahrhundert.

Als Frühsozialisten bezeichnet man im Allgemeinen alle sozialistischen Bewegungen in der Epoche der beginnenden Industrialisierung vor der Revolution von 1848 und dem Erscheinen von Marx' Schriften. Im deutschsprachigen Raum entwickelte sich der Frühsozialismus zum Marxismus, in England zum sozialen Reformismus.

Charles Fourier (1772-1834), der bis heute bekannteste Frühsozialist, entwickelte die Idee von idealen Gemeinschaften, den sogenannten Phalanstèren.

---

<sup>56</sup> Vgl. Uta OTTMÜLLER, *Die Dienstbotenfrage*, Verlag Frauenpolitik, Münster 1978

<sup>57</sup> Vgl. Günther UHLIG, *Kollektivmodell Einküchenhaus*, Anabas-Verlag, 1981, S.53f.

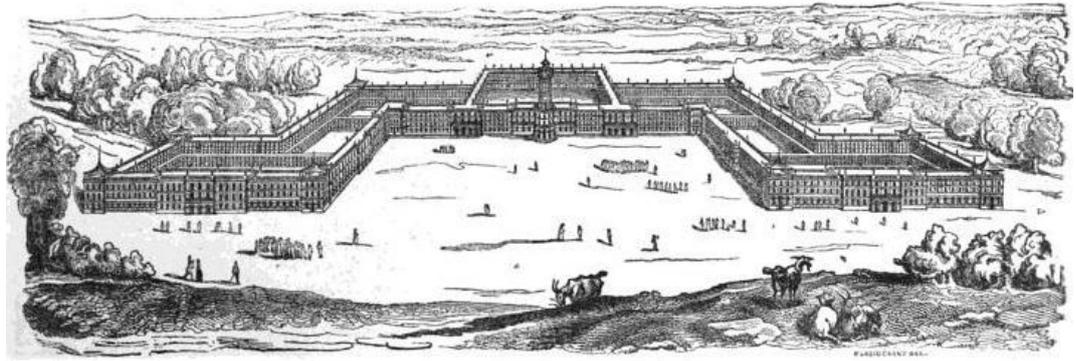


Abb.25: Phalanstere nach Charles Fourier

In diesen sollten jeweils etwa 1800 Menschen von unterschiedlicher sozialer Herkunft und charakterlicher Prägung in einer Art Dorfgemeinschaft zusammen leben und arbeiten.

Anstatt traditioneller Familienhaushalte sollte es Gemeinschaftshäuser mit kollektiver Infrastruktur geben, sowie öffentliche Küchen, Speisesäle, Schulen, Geschäfte, Bibliotheken, Musikräume und Bereiche für Kinder und Alte. Zudem sollten Frauen Männern in allen Belangen gleichgestellt sein.<sup>58</sup>

Der gemeinsame Ertrag wurde dann nach individueller Leistung und eingebrachtem Kapital wieder verteilt.<sup>59</sup> Dieser utopische Ansatz sollte die Spaltung zwischen Produktion und Konsum überwinden.

Ein anders Musterkonzept für menschliche Gemeinschaften entwickelte der britische Unternehmer Robert Owen (1771-1858). Im Jahr 1816 gründete er im Zusammenhang mit seiner Baumwollspinnerei im

---

<sup>58</sup> Vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Fr%C3%BChsozialismus> (26.09.2017)

<sup>59</sup> Vgl. Heinrich August WINKLER, *Geschichte des Westens: Von den Anfängen in der Antike bis zum 20. Jahrhundert*, C. H. Beck, 2016, S. 299f.

schottischen New Lanark die "Institution for the formation of Character". Dieses pädagogische Institut sollte den Charakter seiner Angestellten schulen. Dieses Institut war Teil eines ganzen Konzepts für Industriedörfer, in denen auch Wohnungen ohne Küchen gebaut wurden. Sowohl die Herstellung von Nahrungsmitteln, als auch die Zubereitung von Speisen wurden zentral und kollektiv organisiert.

Im Jahr 1825 verkaufte Owen seine Baumwollspinnerei und wanderte nach Indiana, USA aus. Hier hoffte er, seine Ideen weitreichender umsetzen zu können. Er gründete die Siedlung New Harmony, die allerdings nach wenigen Jahren wegen ökonomischen Problemen wieder aufgegeben werden musste.

Letztlich scheiterten alle Versuche zur Umsetzung frühsozialistischer Ideen. Die Gründe dafür waren vielfältig. Karl Marx meinte, diese Experimente seien einerseits nicht radikal genug, zugleich aber zu radikal in der Vorgehensweise, da sie versuchten einen Endzustand herzustellen, der laut Marx nur in einem Prozess entstehen kann. Außerdem seien solche Experimente auf einen zu kleinen Bereich beschränkt und nicht, gesamtgesellschaftlich gedacht.

Die Reformer aus dieser Zeit erblickten laut Marx *"auf der Seite des Proletariats keine geschichtliche Selbsttätigkeit, keine ihm eigentümliche politische Bewegung."*<sup>60</sup>

---

<sup>60</sup> Karl MARX / Friedrich ENGELS, *Manifest der Kommunistischen Partei*, in: Karl Marx / Friedrich Engels – Werke. Band 4, 6. Auflage, Berlin/DDR 1972, S. 490

Dennoch übten die Frühsozialisten einen großen Einfluss auf die gesellschaftlichen Reformer des 19. Jahrhunderts aus. Diese entwickelten aus den Ideen der Frühsozialisten Pläne für Siedlungen mit zentralisierten Hauswirtschaften.

Im deutschsprachigen Raum war es zunächst die Frauenrechtlerin Hedwig Dohm, die in ihrem Buch "Der Jesuitismus im Hausstande", 1873 erschienen, als erste die traditionelle Hausarbeit in Frage stellte. Sie glaubte, der technische Fortschritt würde eine Zentralisierung dieser Arbeiten mit sich bringen:

„Es naht die Zeit, wo in den mittleren und niederen Ständen das Herdfeuer erlöschen wird, um in großartig angelegten öffentlichen Küchen desto heller zu lodern.“<sup>61</sup>

## Gartenstädte

Die bis heute folgenreichste Utopie in Verbindung mit der Kollektivierung der Hauswirtschaft sind die von Ebenezer Howard erdachten Gartenstädte. Als Reaktion auf die Zustände in den englischen Städten um die Jahrhundertwende schlug Howard kleine, autarke "Entlastungsstädte" im Grünen vor.

Die Stadtgrundrisse basierten auf seiner Idee eines sogenannten Town-Country Magnet, der das Zentrum darstellt, in dem sich ein Park und

---

<sup>61</sup> Hedwig DOHM, *Der Jesuitismus im Hausstande. Ein Beitrag zur Frauenfrage*. 1873, S.122f.

öffentliche Gebäude um den sich in Form von konzentrischen Kreisen die Stadt ausbreitet.

Der äußerste Kreis war als Landwirtschaftsgürtel gedacht, der die Stadt mit Nahrung versorgt. Nur ein kleiner Teil des Grundes sollte von Industrie und Wohnhäusern eingenommen werden, der Rest sollte der Landwirtschaft vorbehalten bleiben. Damit waren die Gartenstädte einerseits ein Gegenmodell zu dem urbanen Konzept des Einküchenhauses, andererseits, durch den Leitgedanken der Kollektivierung, eng mit ihm verbunden.

So wurde in Letchworth, der ersten, 1903 gegründeten Gartenstadt unter der Leitung des Architekten Clapham Lander ein Einküchenhauskomplex mit 24 Wohnungen geplant. Die sogenannte Kooperative Homesgarth entstand 1909-1910 (nur die Hälfte des Komplexes wurde realisiert). In einem Zeitungsartikel beschreibt Howard seine Idee:

*„Die Wohnungen haben nur Einrichtungen für die Zubereitung ganz kleiner Mahlzeiten und die Säuberung des kleinen Geschirrs; das große Geschirr wird wieder in der Hauptküche abgewaschen, die mit arbeitssparenden Gerätschaften bestens ausgestattet ist. Seitlich der Häuserflügel ist eine Kinderkrippe in einem großen sonnigen Raum angegliedert. Dort waltet eine mütterliche Pflegerin, und Zugang besteht zu einem günstig im Freien angeordneten Kinderspielplatz. Ferner gibt es, ebenfalls günstig angeordnet, ein Waschhaus mit allen erforderlichen Einrichtungen.“*<sup>62</sup>

---

<sup>62</sup> Vgl. Ebenezer HOWARD: *A new Outlet for Womans Energy*, in: *Garden Cities and Town Planning Magazine*, Juni 1913

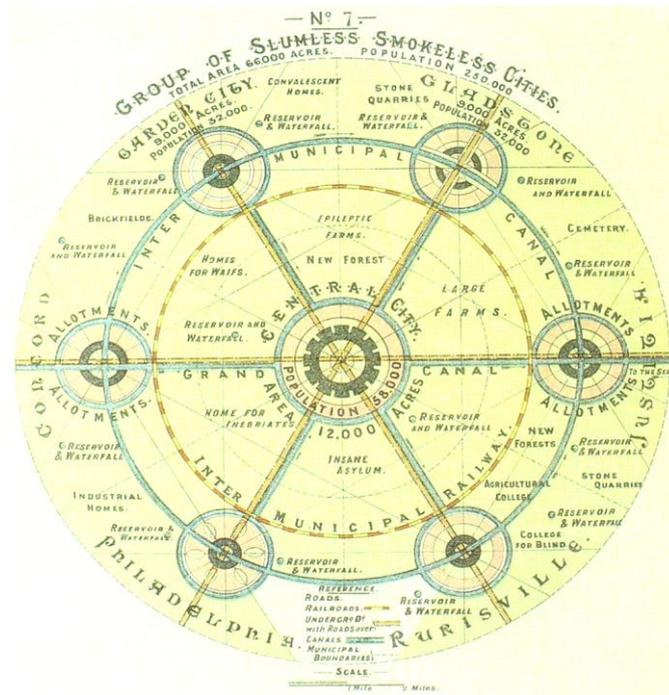


Abb.26: Gartenstadtkonzept nach Ebenezer Howard

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges blieb von der Idee der Gartenstadt nurmehr das Einfamilienhaus als Wohnideal übrig. Die Wirkung der Gartenstadt-Idee beeinflusste aber die Stadtplanung nachhaltig.

## Das Einküchenhaus im Kontext von Bürgertum, Sozialismus und Frauenbewegung

Alle frühen Realisierungen von Einküchenhäusern wurden vom Bürgertum initiiert, um eigenen Bedürfnissen gerecht zu werden.

Durch verschiedene Entwicklungen der Moderne, die Einfluss auf die Wohnumstände aller Klassen hatten, vor allem auch auf die des Bürgertums, sah dieses sein "standesgemäßes" Wohnen als zunehmend gefährdet an (siehe: „Dienstbotenfrage“).

Das Konzept des Einküchenhauses war also im Bürgertum entstanden, um einen gewissen Lebens- und Wohnstandart unter sich verändernden Bedingungen aufrecht erhalten zu können.

Entsprechend waren auch alle Realisierungen eine privilegierte Wohnform. Doch es wurde hierbei nicht der alte bürgerliche Luxus um jeden Preis verteidigt. Vielmehr wurde versucht, innerhalb des sich entwickelnden, städtischen Wohnens und aus der technischen Weiterentwicklung ein geändertes, zeitgemäßes Kulturmodell für das Familienleben, dem zentralen Kern der bürgerlichen Gesellschaft, zu finden.<sup>63</sup>

Parallel dazu entwickelte auch die Arbeiter- und Frauenbewegung Wohnmodelle, mit denen Gleichberechtigung möglich werden sollte. Ihnen ging es in erster Linie darum, Frauen die Erwerbsarbeit zu

---

<sup>63</sup> Gottfried PIRHOFER, zitiert aus einer unveröffentlichten Studie; Quelle: Archiv d. Bezirksmuseum Rudolfsheim-Fünfhaus

ermöglichen (bzw. die Umstände unter denen sie bereits möglich war, deutlich zu verbessern).

## Lily Braun

In diesem Kontext war es insbesondere die deutsche Sozialdemokratie, die sich für die Rechte der Frauen einsetzte. Eine ihrer berühmtesten Figuren war Lily Braun. Selbst aus bürgerlichen Verhältnissen stammend (ihr Vater war ein preußischer General), wirkte sie als Mittlerin zwischen der sozialistischen bzw. sozialdemokratischen und der bürgerlichen Frauenbewegung.



**Abb.27:** Lily Braun

Doch selbst in der SPD musste sich die Überzeugung, dass Frauen überhaupt ein Recht auf Erwerbsarbeit haben, erst gegen konservative Stimmen, die an die „zerstörerischen Folgen der Frauenarbeit“ glaubten, durchsetzen. Die gewerkschaftlich orientierten Arbeiter, auch innerhalb der SPD, waren bis Ende des 19. Jahrhunderts mehrheitlich gegen Frauenarbeit eingestellt.

So sprach sich der 1872 in Erfurt tagende Gewerkschaftskongress dafür aus, „gegen alle Frauenarbeit in den Fabriken und Werkstätten zu wirken und dieselbe abzuschaffen“<sup>64</sup>

1897 verlangten die christlichen Arbeitervereinigungen aus „humanitären Gründen“ das gänzliche, staatlich durchzusetzende Verbot der Fabrikarbeit für Ehefrauen.<sup>65</sup> Nur die sozialdemokratischen Frauen stellten sich zu dieser Zeit bereits geschlossen gegen dieses Ansinnen. Lily Braun, eine ihrer Sprecherinnen, formulierte damals (auf dem Arbeitsschutzkongress in Zürich 1897) das erste Mal ihre Vision von der „Einrichtung von Centranküchen, von Centralwaschaanstalten, der Einführung der Centralheizung!“<sup>66</sup>

Wenig später stellte Lily Braun ihr Programm einer Hauswirtschafts-genossenschaft in einem Referat bei einem Arbeiterinnenbildungsverein in Berlin vor. Ihre darin vorgetragenen Ideen zum Einküchenhaus wurden jedoch umgehend als unrealistisch bezeichnet und von den meisten Zuhörerinnen abgelehnt.

1901 erschien dann ihre programmatische Schrift "Frauenarbeit und Hauswirtschaft", in der sie versucht, die ganze Problematik dieses Themenkomplexes darzustellen und zugleich die ihrer Meinung nach richtige Lösung zu präsentieren: Das Einküchenhaus. Diese kurze Schrift

---

<sup>64</sup> Werner THÖNESSEN, *Frauenemanzipation – Politik und Literatur der deutschen Sozialdemokratie zur Frauenbewegung 1868 bis 1933*, Europäische Verlagsanstalt, 1969, S. 31

<sup>65</sup> Zur Frauenarbeit in Fabriken im 19. Jahrhundert vgl. Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik 1867 bis 1914

<sup>66</sup> Lily BRAUN: *Frauenarbeit und Hauswirtschaft*, Expedition der Buchhandlung Vorwärts, 1901, S. 21f.

wirkte als Initialzündung für die Idee des Einküchenhauses im deutschen Sprachraum.



Abb.28: Die Erstausgabe von „Frauenarbeit und Hauswirthschaft“

Zunächst widerlegt sie darin die verbreitete Ansicht, die Hauswirtschaft sei etwas durch die Zeiten konstantes, der *„Fels (...) um den die Wogen wirtschaftlicher Entwicklung und Erschütterung branden, ohne mehr als Splitter von ihm abzubröckeln“*<sup>67</sup>

Vielmehr habe sich die Hauswirtschaft und damit das Tätigkeitsfeld der Frau über die Jahrhunderte immer wieder radikal verändert: mit wachsendem Wohlstand haben sich die Aufgaben innerhalb der Hauswirtschaft immer wieder erweitert bis ihr Umfang durch die Industrialisierung letztlich wieder zusammenschrumpfte, da Tätigkeiten

---

<sup>67</sup> Lily BRAUN, S.7

wie Nähen,... die zuvor zu den Tätigkeiten im Haushalt gehört hatten in Fabriken ausgelagert, also zu Erwerbsarbeit wurden.

Im zweiten Teil werden dann die Ausbreitung und die Folgen der daraus resultierenden Erwerbsarbeit von Frauen behandelt.

Zunächst der proletarischen Frauen, im folgenden Kapitel der bürgerlichen. Insbesondere die Folgen für die Erziehung bei erwerbstätigen Frauen:

*"Sie hat (...) keine Zeit für ihre Kinder (...) sie ist viel zu abgehetzt, um an etwas anderes denken zu können. Einen erzieherischen Einfluss auf ihre Kinder kann sie nur in oberflächlicher Weise ausüben."*<sup>68</sup>

*"So wird die Überlastung der Mutter zum Fluch für die Kinder und für die Gesellschaft, deren Glieder sie sind, deren gute oder schlechte Entwicklung mit von ihnen abhängt."*<sup>69</sup>

Auch für die bürgerlichen Frauen sieht Lily Braun den gleichen prinzipiellen Konflikt zwischen häuslichen und bürgerlichen Pflichten. Danach folgt eine Zusammenfassung der damals vorhandenen Privat- und Staatshilfen. Über diese resümiert Braun:

*"Wer die Wertlosigkeit dieser Mittelchen, die die Schäden der Frauenarbeit mildern sollten, einsieht, der kommt leicht zu der Überzeugung, dass nur ein radikales Eingreifen nützen kann."*<sup>70</sup>

---

<sup>68</sup> Lily BRAUN, S.10f.

<sup>69</sup> Lily BRAUN, S.12

<sup>70</sup> Lily BRAUN, S.15

Das von vielen zu diesem Zeitpunkt propagierte "radikale Eingreifen" war ein gänzlich Verbot der Frauenarbeit. Dem stellte nun Lily Braun ihre Idee einer "Wirtschaftsgenossenschaft", also eines Einküchenhauses entgegen:

*„In einem Häuserkomplex, das einen großen, hübsch bepflanzten Garten umschließt, befinden sich etwa 50 - 60 Wohnungen, von denen keine eine Küche enthält; nur in einem kleinen Raum befindet sich ein Gaskocher, der für Krankheitszwecke oder zur Wartung kleiner Kinder benutzt werden kann. An Stelle der 50 - 60 Küchen, in denen eine gleiche Zahl Frauen zu wirtschaften pflegt, tritt eine im Erdgeschoss befindliche Zentralküche, die mit allen modernen arbeitssparenden Maschinen ausgestattet ist. Gibt es doch schon Abwaschmaschinen, die in drei Minuten zwanzig Dutzend Teller und Schüsseln reinigen und abtrocknen! Vorrathsraum und Waschküche, die gleichfalls selbsttätige Waschmaschinen enthält, liegen in der Nähe. ...Die Mahlzeiten werden, je nach Wunsch und Neigung, im gemeinsamen Eßsaal eingenommen oder durch besondere Speiseaufzüge in alle Stockwerke befördert. Die Erwärmung der Wohnungen erfolgt durch Zentralheizung, so daß auch hier 50 Oefen durch einen ersetzt werden. Während der Arbeitszeit der Mütter spielen die Kinder, sei es im Saal, sei es im Garten, wo Turngeräthe und Sandhaufen allen Altersklassen Beschäftigung bieten, unter Aufsicht der Wärterin. Abends, wenn die Mutter sie schlafen gelegt hat und die Eltern mit Freunden plaudern oder lesen wollen, gehen sie hinunter in die gemeinsamen Räume, wo sie sich die Unterhaltung nicht durch Alkoholgenuß zu erkaufen brauchen, wenn sie kein Bedürfnis danach haben.“<sup>71</sup>*

---

<sup>71</sup> Lily BRAUN, S.22

Zur Anpassung an die verschiedenen Bedürfnisse der Bewohner sah ihr Plan Varianten vor. Um Kosten zu senken hätte der Lese- und/oder der Speisesaal wegfallen können oder auch die Speiseaufzüge. Ergänzend schlug Braun etwa ständige Reinigungsdienste für die Wohnungen vor. Dies alles sollte in ein System von Wirtschaftsgenossenschaften integriert werden, die auch die Aufgabe hatten, zugleich mit der Lösung der Wohnungsprobleme eine relevante Lebensreform zu initiieren, die nicht auf eine bestimmte soziale Schicht begrenzt sein sollte.

Braun rechnet vor, dass der Aufwand auch für Arbeiter im Bereich des Möglichen liegen würde, da die Einsparungen durch den Wegfall der Einzelküche, sowohl bei der Miete wie bei der Ernährung, in die Finanzierung der zentralen Küche und der weiteren kollektiven Einrichtungen fließen könne.

Die Befreiung von der "Sklaverei der Haushaltsarbeit" sollte jedoch nicht nur für die Emanzipation der Frau angestrebt werden. Nicht nur Hausfrauen und weibliche Hausangestellte, sondern sämtliche Familienmitglieder (als Folge der Loslösung der "Gatten- und Kinderliebe vom Küchenmief"<sup>72</sup>) sollten sich emanzipieren können, und zwar in sozialer (Lebensreform), ökonomischer (Wohnungs-, Haushalts-, Konsum- und Wirtschaftsgenossenschaften) und politischer Hinsicht. Die Einrichtung und Führung der Einküchenhäuser sollte in Selbsthilfe, Selbstverantwortung und Selbstverwaltung erfolgen.

---

<sup>72</sup> Vgl. Elisabeth NEFF, *Die Schnellküche der Junggesellin*, Franckh'sche Verlagsbuchhandlung, 1926, S.13f.

Die Reaktionen auf Brauns Vorstoß waren gespalten, überwiegend sogar ablehnend.<sup>73</sup>

Vom politischen Gegner war kaum Zustimmung zu erwarten, doch selbst unter den eigenen Genossinnen lösten die Vorschläge, wie schon die Reaktionen auf ihre Referate, Befremden aus. Die Kritik an ihren Vorschlägen ging so weit, dass ihr sogar parteischädigendes Verhalten vorgeworfen wurde.<sup>74</sup>

Unter dem Motto „erst Revolution, dann Haushaltsreform!“<sup>75</sup> war es besonders Clara Zetkin, Vertreterin der revolutionär-marxistischen Fraktion in der SPD, die Lily Braun's Vorschläge radikal ablehnte. Ihrer Ansicht nach konnten solche Haushaltsreformen erst nach der vollendeten Revolution erfolgen. Alle früheren Versuche müssten Stückwerk bleiben und würden, so sie denn überhaupt funktionierten und gewisse Erleichterungen brächten, allein der Aufrechthaltung des kapitalistischen Systems dienen. Entsprechend harsch fiel die Kritik in der von ihr geleiteten Frauenzeitschrift „Die Gleichheit“ aus.

*„Ich neige deshalb der Ansicht zu, dass für die Reform der Hauswirtschaft im Proletariat neben kommunalen Volksküchen, Speisehallen u.a. genossenschaftliche Restaurants - vielleicht in Verbindung mit Konsumvereinen, Baugenossenschaften und Gewerkschaftshäusern - in absehbarer Zeit eine bedeutendere Rolle spielen werden als der kooperative Großhaushalt.“<sup>76</sup>*

---

<sup>73</sup> Vgl. Ingeborg WEBER-KELLERMANN: *Frauenleben im 19. Jahrhundert: Empire und Romantik, Biedermeier, Gründerzeit*, Beck Verlag, München 1998, S.61f.

<sup>74</sup> Vgl. Clara ZETKIN, *Die Wirtschaftsgenossenschaft*, in: Gleichheit, Vorwärts-Verlag, 1901

<sup>75</sup> Ebd. Nr., 14, S.4f.

<sup>76</sup> Vgl. Clara ZETKIN, *Die Wirtschaftsgenossenschaft*, in: Gleichheit H, Nr. 14, S.4

Zudem kritisierte Zetkin, die nur das Proletariat als Zielgruppe für soziale Reformen gelten lassen wollte, dass dieses überwiegend nicht die finanziellen Möglichkeiten zu seiner Verwirklichung hätte:

*„Die notwendigen psychologischen Voraussetzungen des genossenschaftlichen Großhaushaltes sind nämlich naturgemäß am stärksten in den breiten proletarischen Massen entwickelt, die der materiellen Möglichkeit ermangeln, die Reform der Hauswirtschaft durchzuführen. Sie sind am wenigsten in dem kleinen Kreise der proletarischen „Aristokraten“ zu finden, denen die Mittel zur Durchführung von Genossin Brauns Vorschlag eignen.“<sup>77</sup>*

In ähnlicher Weise übte auch Henriette Fürth, die sich im Gegensatz zu Zetkin gegen die prinzipielle Trennung von bürgerlicher und proletarischer Frauenbewegung aussprach, Kritik an Braun, der sie Reformismus vorwarf.

Denn, so Fürth, mit der Fixierung auf die Haushaltsgenossenschaft beschränke Braun die „Zukunftsdebatte“<sup>78</sup> der Partei und zersplittere die Kräfte der Arbeiterbewegung für ein Vorhaben, „das vom Standpunkt praktisch-proletarischer Gegenwartspolitik aussichtslos und undurchführbar“ sei.<sup>79</sup>

---

<sup>77</sup> Ebd., Nr., 14, S.4f.

<sup>78</sup> Ebd., Nr., 14, S.5

<sup>79</sup> Vgl. Clara ZETKIN, *Die Wirtschaftsgenossenschaft*, in: Gleichheit H, Nr. 14, S.5

Trotz der Kritik aus allen Lagern selbst innerhalb der Sozialdemokratie und der Frauenbewegung gründete Lily Braun 1903 eine Haushaltungsgenossenschaft GmbH, um damit ihre Einküchenhausidee zu verwirklichen.

Der Architekt Kurt Berndt entwarf ein entsprechendes Haus für den Olivaer Platz in Berlin-Wilmersdorf, in dem rund um eine zentrale Küche *„helle, luftige, einfache Wohnungen von beliebiger Größe mit Badezimmer, Gaskochgelegenheit, Zentralheizung, Gas- und elektrischer Beleuchtung sowie Personenaufzügen in dem gleichwertig ausgestatteten Vorder- und Gartenhaus“*<sup>80</sup> Doch musste dieses Projekt kurze Zeit später aus Kostengründen aufgegeben werden. Es mangelte zudem an Unterstützung aus den Arbeiterorganisationen. Zu dieser Zeit wollte niemand mit einem Gemeinwirtschaftsmodell experimentieren und sich dem Vorwurf des Reformismus aussetzen.<sup>81</sup>

In der Folgezeit war es die Privatwirtschaft, die die Idee aufgriff und die ersten Einküchenhäuser in Europa realisierte.

Progressive bürgerliche Architekten und Geldgeber setzten die Idee erstmalig in die Realität um. So wurde 1904 in Kopenhagen ein Einküchenhaus gebaut, in dem der gesamte hauswirtschaftliche Bereich zentralorganisiert wurde.

---

<sup>80</sup> Vgl. Jens SETHMANN: 100 Jahre Einküchenhäuser; Mietermagazin 2008 <http://www.berliner-mieterverein.de/magazin/online/mm0108/010824.htm> (26.09.2017)

<sup>81</sup> Hiltraud SCHMIDT-WALDHERR: *Emanzipation durch Küchenreform? Einküchenhaus versus Küchenlabor*; in: *L'Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft*, Heft 1/1999, S. 57–76

1909 wurde in Schweden das erste Kollektivhaus gebaut, In diesem wurde der Küchen- und Reinigungsbereich als Serviceleistung angeboten. Weitere Vorläufer des Wiener Heimhofs waren die fünf realisierten Einküchenhäuser der Einküchenhausgesellschaft der Berliner Vororte, die mit einer Zentralküche, aber ohne Speisesaal ausgestattet waren.<sup>82</sup>

Aber es gab auch Stimmen, die Brauns Idee begrüßten. So beispielsweise die Schriftstellerin und Frauenrechtlerin Agnes von Zahn-Harnack die sich ihrerseits mit den Abläufen im Haushalt eingehend beschäftigte. Ihre „Haushaltsforschung“ sollte klären, *„wie sich die Arbeit der Hausfrau einfacher, rationeller, zeit- und kräftesparender gestalten lässt.“*<sup>83</sup>

Dem Einküchenhaus stand sie grundsätzlich positiv gegenüber: *„Es hat für weite Kreise unseres Volkes trotz allen Widerspruchs die Zukunft.“*<sup>84</sup>

Sie plädierte dafür, dass das Wissen über rationalisierte Abläufe im Haushalt sowohl im Einküchenhausbau als auch sonst im Wohnungsbau angewendet werde, und durch eine entsprechende Ausstattung der Häuser die Vorbedingungen für eine Rationalisierung der Hausarbeit zu erfüllen. Als weiteren Grund für die Wichtigkeit des „Genossenschaftsgedankens“ im Hinblick auf die Zukunft der Einzelhaushalte führte sie folgendes an:

*„Entscheidend ist die Erkenntnis, ...dass es mit der Zeit der Dienstboten alten Stils überhaupt aus ist, und dass man für diese Art von Arbeit, für diese*

---

<sup>82</sup> Vgl. Günther UHLIG, *Kollektivmodell Einküchenhaus*, Anabas-Verlag, 1981, S.53f.

<sup>83</sup> Agnes VON ZAHN-HARNACK, *Die arbeitende Frau*, Breslau, 1924, S.89f.

<sup>84</sup> Ebd. S.90

*Arbeitszeit, für diese Art von Entlohnung in einiger Zeit überhaupt keine Arbeitskräfte mehr bekommen wird.“<sup>85</sup>*

Einen etwas anderen Zugang zu dem Thema hatte die Volkswirtin Claire Richter. In einer Untersuchung in der sich mit der „*Ökonomisierung der Hausarbeit*“ beschäftigte, entwickelte sie ebenfalls das Modell eines Einküchenhauses, von ihr „*Ökonominat*“ genannt.

Es ging ihr vor allem um die sinnvolle volkswirtschaftliche Nutzung der weiblichen Arbeitskraft. Um sie zu erhöhen, sei eine genaue Analyse der Arbeit im Haushalt, eben eine „*Ökonomisierung der Hausarbeit*“, unumgänglich.

## Rationalisierung

Im Grunde gab es zu Beginn des 20. Jahrhunderts zwei grundsätzlich verschiedene Ansätze, um den prekären Bedingungen, die um die Arbeit in den Küchen herrschten zu begegnen: Rationalisierung und Kollektivierung. Letztlich hat sich ersteres auf ganzer Linie durchgesetzt, doch diese Entwicklung war damals noch nicht so deutlich abzusehen.

Die sogenannte "Laborküche", also ein rein funktionaler Raum hat sich im Wohnbau gegen alle Varianten einer kollektiven Nahrungszubereitung durchgesetzt.

*„Ist die Einzelküche ... überhaupt das für unsere Zeit Gegebene oder ist sie durch eine für große zusammenhängende Wohnblocks zu errichtende Zentralküche zu ersetzen“<sup>86</sup>*

---

<sup>85</sup> Vgl. Agnes VON ZAHN-HARNACK, *Die arbeitende Frau*, Breslau, 1924, S.91

Die zuvor in der Einküchenhausbewegung engagierten sozialistischen Architekten/innen wandten sich nun der Rationalisierung der privaten Haushalte durch die Standardisierung der Wohnung und der „neuen Küche“ zu. Als berühmtestes Beispiel sei das Konzept der „Frankfurter Küche“ der Wiener Architektin Margarete Schütte-Lihotzky genannt.

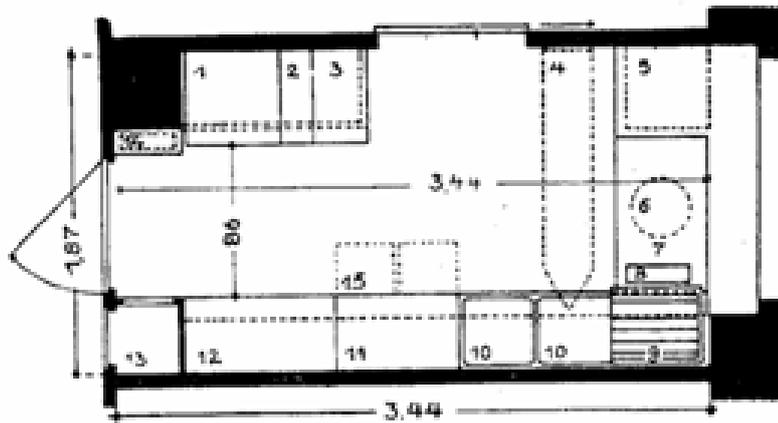
Sie übertrug den Gedanken der Arbeitsoptimierung auf den Wohnungsbau, indem sie eine Küche konsequent nach ergonomischen Erwägungen gestaltete. Im Zuge des "Neuen Frankfurt", einem 1925 bis 1930 aufgelegtem Stadtplanungsprogramm, entstand die in der Folgezeit zu einer Ikone der architektonischen Moderne gewordene "Frankfurter Küche". Die Notwendigkeit solcher Rationalisierungen begründete sie folgendermaßen:

*„Das Problem, die Arbeit der Hausfrau rationeller zu gestalten, ist fast für alle Schichten der Bevölkerung von gleicher Wichtigkeit. Sowohl die Frauen des Mittelstandes, die vielfach ohne irgendwelche Hilfe im Haus wirtschaften, als auch Frauen des Arbeiterstandes, die häufig noch anderer Berufsarbeit nachgehen müssen, sind so überlastet, dass ihre Überarbeitung auf die Dauer nicht ohne Folgen für die gesamte Volksgesundheit bleiben kann.“<sup>87</sup>*

---

<sup>86</sup> Vgl. Alice SIMMEL, „Neue Haushaltsliteratur“, in: Arbeiterwohlfahrt, 1928, S.351

<sup>87</sup> Margarete SCHÜTTE-LIHOTZKY, zitiert in: Das neue Frankfurt 5, 1926–1927



**Abb.29:** Grundriss der Frankfurter Küche nach Margarete Schütte-Lihotzky

Damit war der Übergang zum "Eine-Frau-Arbeitsplatz" geschafft. Doch trotz der fraglosen Modernität des Ansatzes in technischer Hinsicht, stellt sich die Frage, ob diese Entwicklung nicht zu einer Zementierung des damals noch herrschenden Rollenbildes, in dem die Küche der Arbeitsplatz der Frau ist, geführt hat. Feministische Theorien haben dieses Konzept entsprechend kritisiert und als Versuch gewertet, die Frau in einem engen Raum zu isolieren.<sup>88</sup>



**Abb.30:** Graffiti an einem Wiener Gemeindebau

<sup>88</sup> Vgl. Gerd KUHN: *Die „Frankfurter Küche“*. In: Gerd Kuhn (Hg.): *Wohnkultur und kommunale Wohnungspolitik in Frankfurt am Main 1880–1930. Auf dem Wege zu einer pluralen Gesellschaft der Individuen*. Bonn 1998, S.30f.

Betrachtet man nun die Gründe für dieses eindeutige und nie wieder hinterfragte Votum zu Gunsten einer durchrationalisierten "Laborküche" müsste man zunächst wohl die allgemein Technikbegeisterung jener Jahre in Betracht ziehen. Der Glaube an die Erlösung durch die Technik war noch (fast) ungebrochen, nach den in den vorangegangenen Jahrzehnten gemachten großen Erfindungen in der Geschichte der Menschheit, muss es den Menschen damals wie eine logische Folge erschienen sein, dass die heilbringende Technik letztlich auch ihr Heim erreichen und ihre wohlthuende Wirkung tun würde.

Vor allem verbanden die Menschen in der entgegengesetzten Richtung ungute Erinnerungen aus Kriegszeiten mit "Massenspeisungen". So taucht diese Bezeichnung in polemischen Berichten über Einküchenhäuser immer wieder auf.

Auch wähten viele Menschen eine Nähe zum gefürchteten Kommunismus durch die Kollektivierungen. Die westliche Welt hatte sich die Individualisierung auf die Fahnen geschrieben und alles, was "Gleichmacherei" befürwortete, war abzulehnen.

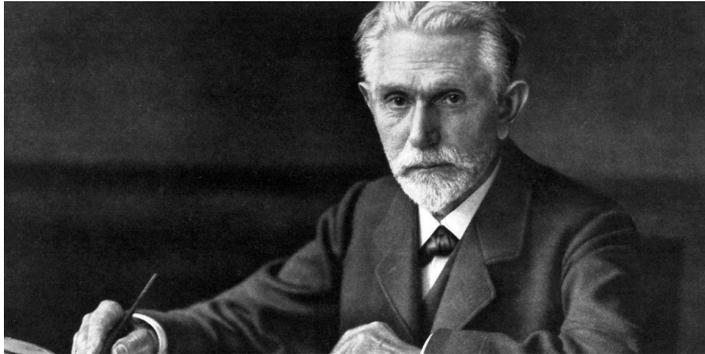
In Anbetracht dieser Situation erscheint die breite Ablehnung des EKH aus dem bürgerlichen Lager zunächst unverständlich. Dessen Ideal eines "Prestigehaushalts" war für weite Teile des Bürgertums kaum noch aufrecht zu erhalten. Eine Rationalisierung einiger Bereiche, insbesondere die Zentralisierung des Kochens hätten eine adäquate Strategie zur Erhaltung des bürgerlichen Wohnideals sein können, wenn auch mit gewissen Zugeständnissen.

Zur gleichen Zeit entwickelte die Arbeiterklasse mit der Gründung von Genossenschaften und anderer mächtiger Organisationen wirksame Strategien um ihre Lebens- und insbesondere auch Wohnverhältnisse sukzessive zu verbessern. Auch wenn es bei ihnen um einen Aufstieg aus äußerst prekären Verhältnissen ging, während das Bürgertum den Traum seines bequemen Wohnideals nur widerwillig aufzugeben begann, bleibt die konsequente Ablehnung von Reformen, die diesen Traum vielleicht hätten verlängern können, schwer nachzuvollziehen.

Auch der in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts in bürgerlichen Kreisen beklagte Rückgang von beschäftigten Dienstboten und die damit einhergehende "Dienstbotennot" hätte dem bürgerlichen Lager bewusst machen müssen, dass es die Zeit für eine Reform auf diesem Gebiet gewesen wäre. Tatsächlich stellte die Dienstbotenbewegung, die für die Abschaffung der feudalen Gesindeordnung und die Gleichstellung des bislang ganz in das Dienstverhältnis unterstellte Hauspersonal mit den gewerblichen Arbeitern forderte (Trennung von Arbeit und Freizeit, Ausbezahlung eines Lohnes in Form von Geld, Aufnahme in die Krankenkasse), den Bestand der patriarchalisch organisierten, bürgerlichen Familie in Frage.

Doch die Gründe für ein Festhalten an dieser veralteten und für immer mehr Haushalte kaum mehr finanzierbaren Institution sind wohl weniger in rationellen Argumenten als vielmehr in reinem Prestigedenken zu suchen. Gerade weil es problematischer wurde, die Anstellung von Personal rational zu begründen und die Finanzierung immer schwieriger wurde, konnte Dienstpersonal zu einem Symbol für Wohlstand, kurz, zu einem Statussymbol werde.

## August Bebel



**Abb.31:** August Bebel

*„Die Privatküche ist für Millionen Frauen eine der anstrengendsten, zeitraubendsten und verschwenderischsten Einrichtungen, bei der ihnen Gesundheit und gute Laune abhanden kommt und die ein Gegenstand der täglichen Sorge ist, namentlich wenn, wie bei den allermeisten Familien, die Mittel die knappsten sind. Die Beseitigung der Privatküche wird für ungezählte Frauen eine Erlösung sein.“<sup>89</sup>*

August Bebel, Mitbegründer der deutschen Sozialdemokratie, gilt bis heute als einer der einflussreichsten Politiker und Schriftsteller seiner Zeit. Sein Einfluss auf die Entwicklung der sozialdemokratischen Frauen- und Arbeiterbewegung war größer als die jedes anderen Politikers seiner Generation. Mit dem 1878 erschienen „Die Frau und der Sozialismus“ hatte er eines der wichtigsten und einflussreichsten Werke der Frauenbewegung verfasst.

Noch 50 Jahre nach Erscheinen des Werkes meinte etwa die deutsche Frauenrechtlerin Minna Cauer, dass Bebels Werk alles enthielte, um die

---

<sup>89</sup> August BEBEL, *Die Frau und der Sozialismus*, Verlag der Volksbuchhandlung, 1878, S.388

Sache der Frau voranzubringen, nämlich Hoffnung, Zukunftsträume und Ermunterung.<sup>90</sup>

August Bebel war überzeugt, dass sich der Sozialismus, als einzige realistische Lösung der drängendsten gesellschaftlichen Probleme, unweigerlich früher oder später durchsetzen würde. Und eines dieser Probleme war die „Frauenfrage“.

*„Es gibt keine Befreiung der Menschheit ohne die soziale Unabhängigkeit und Gleichstellung der Geschlechter.“<sup>91</sup>*

Dieses Paradigma lag allen seinen Bestrebungen zugrunde. Und vor diesem Hintergrund, befasste er sich in diesem Werk mit allen Aspekten einer echten Emanzipierung der Frauen.



**Abb.32:** Bebel's Hauptwerk als Mahnmahl zur Bücherverbrennung in Bonn

Das Thema der Zentralisierung des Kochens ist davon nur einer unter vielen, aber es ist erstaunlich, mit welcher Selbstverständlichkeit er hier

---

<sup>90</sup> Alice SCHWARZER, In: EMMA. 2013, S.66

<sup>91</sup> August BEBEL, S. 11

sich für das Einküchenhaus und gegen die gegenwärtigen Einzelhaushalte in jeder Form ausspricht.

Als sozialistisches Ideal skizzierte er eine Gesellschaft ohne Privathaushalte, in der die Essenszubereitung, Besorgung von Kleidung und die Kindererziehung kollektiviert wären.

In seiner Sozialutopie sind Frauen von der Hausarbeit weitestgehend befreit: *"(...) man hält es auch für überflüssig, dass sie in ihrer eigenen Küche kocht. Die mit allen möglichen Hilfsmitteln eingerichtete Zentralküche der Speisegenossenschaft hat die Privatküche ersetzt."*<sup>92</sup>

Das Einküchenhaus erschien Bebel schon als zukünftige Selbstverständlichkeit. Er bezog sich dabei vor allem auch auf die Effizienz einer zentralen Küche, bzw. die seiner Meinung nach unverantwortliche Verschwendung der Einzelküche:

*"(...) dazu gehört Wissen und Einrichtung (...) Die Technik der großen Küchen hat schon gegenwärtig eine Vollkommenheit erreicht, welche die aufs beste eingerichtete Familienküche nicht kennt. (...) die Privatküche ist eine ebenso rückständige wie überwundene Einrichtung, wie die Werkstatt des Kleinmeisters, beide bedeuten die größte Unwirtschaftlichkeit."*<sup>93</sup>

---

<sup>92</sup> August BEBEL, S. 238

<sup>93</sup> August BEBEL, S. 470

So wie der Sozialismus eine grundsätzliche Umwandlung der Gesellschaft sein würde, sollte es im Bereich des Wohnens eine grundsätzliche „Umwandlung des häuslichen Lebens“<sup>94</sup> geben.

*„Wie in der Küche, so wird die Revolution im gesamten häuslichen Leben sich vollziehen und zahllose Arbeiten erübrigen, die heute noch ausgeführt werden müssen. Wie künftig durch die Zentralnahrungsbereitungsanstalten in vollkommener Weise die häusliche Küche überflüssig gemacht wird, so fallen durch die Zentralheizung, die elektrische Zentralbeleuchtung alle Arbeiten, die bisher die Instandhaltung der Feuerung in den Öfen, die Instandhaltung der Lampen und Beleuchtungsapparate erforderten, weg.“<sup>95</sup>*

Für die zukünftige Entwicklung im Bereich des häuslichen Lebens war Bebel sehr optimistisch:

*„Wie künftig durch die Zentralnahrungsbereitungsanstalten in vollkommener Weise die häusliche Küche überflüssig gemacht wird, so fallen durch Zentralheizung, elektrische Zentralbeleuchtung alle Arbeiten, die bisher die Instandhaltung der Feuerung in den Öfen, die Instandhaltung der Lampen und Beleuchtungsapparate erforderten, weg.“<sup>96</sup>*

---

<sup>94</sup> August BEBEL, S. 511

<sup>95</sup> August BEBEL, S. 477

<sup>96</sup> August BEBEL, S. 401

## Therese Schlesinger



**Abb.33:** Therese Schlesinger

Eine weitere wichtige Protagonistin im Kontext des Wiener Einküchenhauses war die österreichische Frauenrechtlerin Therese Schlesinger.

Im Sinne Lilly Brauns griff in Österreich Therese Schlesinger das Wohnproblem auf. Für sie bedeutete die Lösung dieses Problems die "Erfüllung einer Kulturmission". So forderte sie 1915 die Einrichtung einer "Zentralwirtschaft", und erläuterte: *"Zu der Zentralküche muss der Speiseaufzug, die Zentralwäschereinigung und Ausbesserung, das Bad, Zentralheizung, Warmwasserversorgung, elektrisches Licht, elektrischer Staubsauger hinzukommen, aber auch Kinderbewahranstalt, Jugendhort, Spielplätze und Spielsäle für Kinder und Erwachsene, Vortrags- und Lesesäle und*

*noch manches andere, das den sich allmählich geltend machenden Bedürfnissen entsprechen mag.*"<sup>97</sup>

Diese Vorstellungen Therese Schlesingers stehen beispielhaft für die intensive Auseinandersetzung mit diesen Themen in der sozialdemokratischen Partei. Innerhalb dieser war es vor allem die Frauenbewegung, die sich dieser Fragen angenommen hat.

Es fällt auf, dass fast alle von ihr aufgezählten Punkte heute selbstverständlicher Standard in allen Wohnungen sind, sofern sie nicht, in einem andern Rahmen erfüllt worden sind (so sind Kindergärten und Horte heute zumeist öffentlichen Schulen angegliedert), allein die Verwirklichung der Zentralküche ist, zumindest was den häuslichen Bereich betrifft, ganz auf der Strecke geblieben.

Schlesinger befürwortet das Einküchenhausprojekt in Wien von Anfang an; dank ihr konnte das Projekt aus den Mitteln der Wiener Wohnbausteuer fertig gestellt werden.

---

<sup>97</sup> Therese SCHLESINGER, *Die geistige Arbeiterin und der Sozialismus.*, Wien, S.55f.

## „Cooperative Housekeeping“ in den USA

Auch in den USA war die Idee einer kollektiven Hauswirtschaft virulent. Die Rationalisierung und Kommunalisierung der Hausarbeit wurde in den USA schon seit Mitte des 19. Jahrhunderts in feministischen und reformerischen Kreisen diskutiert.

Vor dem Hintergrund der industriellen Revolution entwickelte sich ein feministischer Diskurs rund um die Frage, ob die Qualität und die Effizienz der Küche als Arbeitsbereich gesteigert und sie als legitimer Platz der Frau befürwortet sollte, oder ob sie zugunsten kommunaler oder kommerzieller Küchen überhaupt abgeschafft werden sollte.

In den Jahren zwischen 1870 und 1930 begann die feministische Auseinandersetzung mit Fragen des Haushalts Dolores Hayden zufolge<sup>98</sup> anhand von drei grundlegenden Konzepten: Catherine Beechers Konzept sieht den Haushalt als einen sicheren Hafen für Frauen an. Das marxistische Konzept geht von einer zukünftigen Rolle der Frau als Lohnarbeiterin aus, und sieht die häusliche Küche als irrelevant und unwirtschaftlich an. Im dritten Modell, der „*material feminists community strategy*“ wird als Ziel ein lokales, gemeinschaftlich organisiertes System der Hausarbeit propagiert.<sup>99</sup>

---

<sup>98</sup> Vgl. Dolores HAYDEN, *The Grand Domestic Revolution*, Cambridge 1982; Hayden vertritt die Ansicht, dass der Ausschluss der Männer von der Verantwortung für den privat oder kollektiv geführten Haushalt der ausschlaggebende Grund dafür war, dass die meisten Versuche, Wohnmodelle mit einem kollektiven Haushalt zu realisieren, nach wenigen Monaten oder Jahren scheiterten.

<sup>99</sup> Vgl. Elfie MIKLAUTZ, Herbert LACHMEYER, *Die Küche: zur Geschichte eines architektonischen, sozialen und imaginativen Raums*, Böhlau 1999

Die beiden letzteren Konzepte, in deren extremen Varianten die Küche ganz aus den privaten Haushalten verschwinden sollte, traten für radikale Veränderungen in der Struktur des Haushalts ein. Melusina Fay Pierce schlug beispielsweise vor, Einküchenhäuser von Frauen für Frauen entwerfen zu lassen: *„Häuser ohne Küchen und Hinterhöfe! (...) In jedem zehnten Häuserblock wären eine Küche und eine Wäscherei untergebracht; und für diese häuslichen Zwecke würde der orientalische Stil gewählt, mit von der Straße getrennten, begrünten Innenhöfen mit Springbrunnen.“*<sup>100</sup>

1919 finanzierte die bis heute existierende Zeitschrift „Ladies' home journal“ einen Wettbewerb, bei dem neue Wohnprojekte, die Gemeinschaftsküchen oder andere Möglichkeiten um auf Küchen in jeder Wohnung verzichten zu können vorsahen, mit einem Preisgeld ausgezeichnet wurden. *„Die Privatküche muss den Weg des Spinnrads gehen, das ihr Zeitgenosse ist“*<sup>101</sup> hieß es in der Zeitschrift optimistisch.

Die einflussreichste Realisierung im Zusammenhang mit diesen Ideen war das 1889 im Stadtteil *Near Westside* von Jane Addams und Ellen Gates Starr gegründete Hull House.

Addams und Starr wollten zunächst lediglich einen Ort als Treffpunkt für weniger bemittelte Menschen in der Nachbarschaft von Einwanderern anbieten, um diesen Kunst und Literatur näherzubringen.

---

<sup>100</sup> M.F. PIERCE, *Cooperative Housekeeping*, in *Atlantic monthly* 23; zitiert nach: Dolores Hayden: *The Grand Domestic Revolution*, S.72

<sup>101</sup> Zitiert aus: Betty FRIEDAN, *Der zweite Schritt. Ein neues feministisches Manifest*. Rowohlt, Reinbeck, 1982,



**Abb.34:** Zeitgenössische Postkarte (ca. 1910)

Doch schon bald erweiterte sich das Projekt: sie begannen ihren Nachbarn Unterricht in englischer Sprache anzubieten, damit sie sich leichter integrieren konnten. Etwas später kamen Näh- und Kochkurse hinzu. Hinzu kommt die Gründung des Working-People's Social Science Club sowie die Gründung von Gewerkschaften.

Die Aktivitäten des Hull House erstreckten sich ebenso auf die Überwachung der Müllabfuhr im Settlement, Unterstützung von Streiks, die Einrichtung öffentlicher Badehäuser, Vermittlungsbemühungen in Arbeitskonflikten und Vorträge an Universitäten.

Schon bald wurde aus dem Hull House eine Art „Settlement“ innerhalb der Stadt. Als Gegenleistung für die geringe Miete übernahm das Hull House Dienste in der öffentlichen Küche (die Bewohner konnten ihr Essen bei der zentralen Küche in ihre Wohnung bestellen oder im Speisesaal

einnehmen.) oder den Bädern, Beaufsichtigung auf dem Spielplatz oder dem Kindergarten. Einflussreiche Unterstützung erfuhren sie durch William James und John Dewey, der hier seine soziale Studien betrieb und an den Kindern „learning by doing“ erprobte.<sup>102</sup>

## Vorläufer des Heimhofs

Bis in die 40iger Jahre wurden nur etwa ein Duzend Einküchenhäuser realisiert. Das erste, das sogenannte "service house", wurde 1903 in Kopenhagen gebaut.

Das Gebäude war ein fünfgeschossiges Mietshaus mit 44 3- und 4-Zimmer Wohnungen. Von der im Untergeschoss gelegenen Zentralküche führten elektrisch betriebene Speiseaufzüge zu Anrichteräumen in den Wohnungen, dort lagen sie hinter Tapetentüren verborgen.

Die Fachpresse zeigte sich sehr interessiert an dem Projekt und auch die Kritiken waren fast durchweg positiv. Das Einküchenhaus schien eine große Zukunft zu haben. Es folgten ähnliche Bauten in Stockholm (1906) und Berlin (1909).

Doch die in den darauffolgenden Jahrzehnten entstandenen Einküchenhäuser hatten teilweise recht unterschiedliche ideologische Konzepte. Allen gemeinsam war jedoch die einfache Erkenntnis, dass eine große Küche mit professionellem Personal, effizienter und das Essen besser ist, als wenn jeder „sein eigenes Süppchen kocht“.

---

<sup>102</sup> Vgl. Silvia STAUB-BERNASCONI, *Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft*, S. 54

Eines der interessantesten Gebäude entstand in der Sowjetunion. Nach der Revolution von 1917 entstanden dort zahlreiche radikal-kollektivistische Wohnutopien. So entwickelten beispielsweise die Architekten M. Bartsch und W. Wladimirow 1929 eine Kommune für bis zu 5000 Menschen. Doch dieses und die meisten ähnlich utopischen Entwürfe wurden nie realisiert. Eine Ausnahme bildet das Narkomfin-Gebäude in Moskau (1928 -1932).

Die Zentral- und die Minimalküche fand Eingang in die Überlegungen der Forschungsabteilung des Volkskommissariats für das Bauwesen unter Leitung des Architekten Mosei Ginzburg zur Schaffung neuer Wohnungstypen für eine sozialistische Lebensweise unter der Losung der „Befreiung der Frau von der Hausarbeit.“ Mosei Ginzburg und sein Kollege Ignatij Milinis realisierten dieses Konzept in ihrem Bau des Kommunehauses für die Beamten des Finanzministeriums (Narkomfin) 1928 im Rahmen des staatlich geförderten Experimentalbauprogramms zur Entwicklung des Bausektors. Hiermit nahm die Idee des Kommunehauses mit minimaler Individual- und maximaler Kollektiv- bzw. Gemeinschaftsfläche erstmals eine bauliche Form an.

*„Die sozialistischen Menschen sollten zusammen arbeiten, kochen, essen, sich weiterbilden und Sport treiben, die Kinderbetreuung würde in Krippen und Horte ausgelagert und das Private im Wesentlichen auf das Schlafen in Kojen reduziert.“<sup>103</sup>*

---

<sup>103</sup> Johannes KRAMER / Anke ZALIVAKO, *Das Narkomfin-Kommunehaus in Moskau (1928-2012); Das Haus des Volkskommissariates für Finanzen*, Michael-Imhof-Verlag, 2012, S.128f.

Moisej Ginzburg und Ignatij Milinis schufen mit diesem Bau eines der wichtigsten Meisterwerke der Avantgarde-Architektur des russischen Konstruktivismus und eines der bedeutendsten Werke des Internationalen Stils weltweit. Das Narkomfin-Kommunehaus gründete auf der Idee des „sozialen Kondensators“.<sup>104</sup>

Private und halböffentliche Funktionen wurden in ein Wohnhaus mit gemeinschaftlicher Dachterrasse und ein Kollektivhaus mit zentraler Küche, Garderoben, Bädern, Gymnastikhalle und Leseraum getrennt.

Die Kombination eines funktionalen Einküchenhauses mit großzügigen Gemeinschaftsräumen im Narkomfin-Gebäude als Ausdruck eines umfassenden gesellschaftlichen Konzepts blieb in dieser Form in der Sowjetunion in dieser radikalen Form ein einmaliges Experiment.

Denn schon während der Bauarbeiten änderte sich die politische Lage und damit die Leitlinien für gesellschaftliche Utopien.

Die gesellschaftlich konservativen Kräfte um Stalin gewannen an Macht. Noch während das Narkomfin-Gebäude im Bau war, schwenkte die Ideologie von progressivem Radikalismus zu traditionelleren Ansichten in der Familienpolitik ebenso wie in der Architektur. Einzelne Bereiche blieben kollektiviert, doch die Frau gehörte wieder an den Herd, Kochen und Essen wurden als Funktionen der Familie in die privaten Räume zurückverlegt. Die beiden Architekten reagierten und ergänzten die Minimalwohnungen mit größeren Einheiten.

---

<sup>104</sup> Vgl. Andreas HOFER in: TEC21, Ausgabe 2014

Interessant am Narkomfin-Gebäude bleibt dennoch die Entwicklung neuer architektonischer Konzepte aus einer gesellschaftlichen Analyse. Das Narkomfin-Kommunehaus inspirierte u.a. Le Corbusier für seinen Entwurf der Unité d'Habitation (das in den frühen Planungsstadien ebenfalls als Einküchenhaus vorgesehen). Auch die Unités d'Habitation in Frankreich und in Deutschland thematisieren das Nebeneinander von Individuum und Gemeinschaft mit mehr als tausend Bewohnern in einem Haus.

Le Corbusier adaptierte die Idee des Kommunehauses an ein westliches Gesellschaftsverständnis. Aufgrund des in dieser Hinsicht unumstrittenen Status des Narkomfin-Hauses als Prototyp der Ville Radieuse verdiente das Gebäude eigentlich den Status eines Weltkulturerbes, den es aber aufgrund seines derzeitigen Zustandes und bisheriger mangelnder Wertschätzung und Unterstützung im eigenen Lande kaum erhalten wird.



**Abb.35:** Das Narkomfin Kommunehaus



**Abb.36:** Das Narkofin Kommunehaus, heutiger Zustand (2016)

Erweiterbar wäre die Kette der bereits genannten Häuser um das Londoner Isokon Building des Architekten Wells Coates (1895-1958), der 1933-34 das 34Wohnungen umfassende Gebäude als ein „Experiment für kollektives Wohnen“ für das Ehepaar Molly und Jack Pritchard entwarf.<sup>105</sup> Die Bauherren und Bewohner des Penthauses auf dem Dach waren selbst die geistigen Eltern der Idee dieser „Wohnmaschine“.

Die Wohnungen hatten sehr kleine Teeküchen, denn die Versorgung erfolgte über eine Zentralküche und einen „stummen Diener“, über den die Wohnungsflure mit der Küche in Verbindung standen. Es gab einen organisierten Wäsche- und Schuhputzservice. Zu den Bewohnern aus der vorrangig linken intellektuellen Szene gehörten Persönlichkeiten wie Walter Gropius, Marcel Breuer, Agatha Christie (1940-46), László Moholy-Nagy und James Stirling. Nach seinem Verkauf 1972 war das Gebäude in den 1990er Jahren dem Verfall preisgegeben und verfiel bis an die Grenzen

---

<sup>105</sup> Vgl. [http://en.wikipedia.org/wiki/Isokon\\_building](http://en.wikipedia.org/wiki/Isokon_building) (26.09.2017)

der Erhaltbarkeit, bis es 2003 restauriert wurde und heute ebenfalls ein Architekturdenkmal ersten Ranges ist.



**Abb.37:** Das Isokon Building (ca. 1950)

# Das Konzept Einküchenhaus in der Zukunft

## Soziologische Betrachtung

Es stellt sich die Frage, ob trotz des derzeitigen Trends zum selber kochen und dem zunehmenden Prestigewerts der dem Kochen und allem damit verbundenen zukommt, nicht letztlich beweist, wie anachronistisch diese "Moderne" in Wirklichkeit ist. So sind in den letzten Jahren zwei sich deutlich entgegengesetzte Entwicklungen auszumachen: zum Einen wird dem Kochen, insbesondere dem selber kochen ein immer höherer kultureller Wert zugesprochen. Zugleich sinkt aber bei der großen Mehrheit sowohl das Interesse bzw. die zeitlichen Möglichkeiten zum kochen, vor allem aber auch die Fähigkeiten. Dies führt, salopp gesagt, zu der paradoxen Situation, dass in immer luxuriöseren und größeren privaten Küchen immer weniger und immer minderwertigeres Essen zubereitet wird. Im gleichen Maße wie seit Jahren der Verkauf von Küchen des Luxussegments ansteigt, steigt der Absatz von Tiefkühl-Fertigprodukten. Je mehr Kochsendungen im Fernsehen laufen, desto weniger kochen deren Zuschauer noch selbst. Zahllose Statistiken belegen diese zwei gegenläufigen Entwicklungen und es fragt sich, ob die eine davon, die zur Schau getragene Aufwertung der Kochkultur nicht einem berechtigten Unbehagen an der seit Jahrzehnten gewohnten Praxis des "*dilettierens in der Küche*"<sup>106</sup> entspringt.

Hat die Industrie es vollbracht, auf dieses Unbehagen für sie unabsehbar gewinnbringend zu reagieren, indem sie in Aussicht stellte, jeder könne

---

<sup>106</sup> Lily BRAUN, S.27

ein Meisterkoch in den eigenen vier Wänden sein (vorausgesetzt er bezeugt sein "kulturelles" Interesse indem er ausschließlich in ihre Premium-Produkte investiert)?

Aber wie konnte es zu diesem Unbehagen kommen? Oder anders gefragt, was hat die zeitaufwendige Arbeit in der individuelle Küche so lange am Leben erhalten, dass Sie heute in manchen Kreisen zu einem "Kult" geworden ist, (wie es oft mit Einrichtungen oder Personen geschieht, die ihrem unzeitgemäßen Schaffen so lange trotzen, bis man beginnt, in diesem Trotz einen *neuen/eigenen* Wert zu sehen).

Lohnte es sich nicht, einmal darüber nachzudenken, welche Entwicklungen der Kochkultur unserem technologischen und zivilisatorischen Stand, nüchtern betrachtet, angemessen wären?

Was bremste damals den Fortschritt?

Um die Jahrhundertwende war der technische Fortschritt an einem Punkt, an dem Massenproduktion, Kollektivierung und Zentralisierung in fast allen Bereichen möglich und somit auch gefordert und sukzessive umgesetzt wurden.

So wie heute im Zeitalter der Digitalisierung ein "Medium" nach dem anderen vom analogen Zeitalter in das digitale gehoben wird, betraf einen ebensolchen Modernitätsschub damals die industrielle Produktion fast sämtlicher Güter. Es blieb eine große Ausnahme: die individuelle Nahrungszubereitung.

Doch die wurde nicht einfach übersehen, es gab entsprechende Ansätze, von denen das Einküchenhaus nur ein Beispiel ist. Sie sind alle weitestgehend gescheitert, am damaligen Status Quo wurde festgehalten, im Grunde bis heute. Fortschritt gab es nur in der technischen Entwicklung einzelner Geräte und im Bereich der industriellen Produktion und Verarbeitung von Grundnahrungsmitteln bis hin zu Fertigprodukten. Aber am System der individuellen Küche wurde festgehalten, oder eher: es wurde nicht mehr hinterfragt. Es blieb ein weißer Fleck in der Moderne, oder wie Günther Uhlig in seiner Arbeit über Einküchenhäuser formulierte: *„Die breite, funktionalistische Bewegung hat einerseits das zivilisatorische Niveau des Wohnens hochgeschraubt, andererseits beförderte sie die konservativ-reaktionäre Produktion der Kleinfamilie und verhinderte gleichzeitig die Einsicht in diese Prozess.“*<sup>107</sup>

Zunächst blieb die Zahl berufstätiger Frauen über viele Jahrzehnte gering genug, so dass es lange keine große Dringlichkeit gab, die Rückständigkeit im Bereich des Kochens thematisieren zu müssen. Das konservative Familienbild war dominierend und besteht in weiten Teilen der Bevölkerung bis heute fort.

Da die Arbeit in der Küche einen großen Teil der Hausarbeit ausmachte, wäre das konservative Argument, dass dort die Arbeitskraft der Frau benötigt werde, erheblich geschwächt worden, hätte man der Hausfrau in diesem Bereich allzu große Erleichterungen verschafft.

---

<sup>107</sup> Günther UHLIG, *Kollektivmodell Einküchenhaus*, Anabas-Verlag, 1981, S.142

Im Verlauf des 20. Jahrhunderts wurde die „kollektivierte“ Kinder-Erziehung in Form von Kinderkrippen und Kindergärten in weiten Teilen der Bevölkerung zunehmend als Normalität betrachtet und auch in konservativen Kreisen, die das traditionelle Familienbild weiterhin hochhalten einigermaßen toleriert. Dabei stellt sich die Frage, ob dieses „Zugeständnis“ an moderne Lebensgewohnheiten aus konservativer Sicht nicht viel einschneidender für das Familienleben war, als es eine Kollektivierung des Kochens gewesen wäre! Oder, um es polemisch zu formulieren: Hausfrauen geben tagsüber ihre Kinder ab, um Zeit zum kochen zu haben, anstatt das Kochen abzugeben, um Zeit für die Kinder zu haben!

### Küche als Statussymbol

Waren es in der Vergangenheit also eher politische bzw. ideologische Gründe von konservativer Seite, die an der Einzelküche festgehalten haben, kam in den letzten Jahren die enorme Aufwertung der Küche als Statussymbol hinzu. Dafür kann man wohl zwei Gründe ausmachen: In den Städten ist der Wohnraum knapp und sehr teuer geworden. Deshalb können die meisten Menschen die Quadratmeterzahl ihres Wohnraums nicht so großzügig wählen, wie sie gerne wollen. In der Folge wird versucht, den vorhandenen Raum möglichst schick und vorzeigbar zu gestalten. Gleichzeitig hat das Auto als Statussymbol deutlich eingebüßt. Ein stärkeres Umweltbewusstsein und neue Formen der Mobilität haben hier zu einem langsamen, aber kollektiven Umdenken beigetragen.

Beide Umstände haben also der Küche einen völlig neuen gesellschaftlichen Stellenwert eingebracht.

*"Es repräsentiert einen Sinn für Ästhetik, es demonstriert den eigenen Qualitätsanspruch - und es verdeutlicht mir selbst, aber auch jedem, der mich besuchen kommt, dass ich mir so etwas leisten kann."*

So beschreibt ein Werbetexter treffend die Inhalte, die dem Käufer einer Küche heute bewegen sollen.<sup>108</sup>

Der Trend zum vernetzten Heim, in dem alles mit allem kommuniziert, gibt der Küche eine weitere Funktionsebene und macht sie als Statussymbol auch für jene interessant, die sich für ihre ursprüngliche Funktion bisher nur wenig interessiert haben.

Dass die Küche zu einem neuen Statussymbol geworden ist, belegt der Trend zu immer teureren Ausstattungen. Mit einem Durchschnittspreis von 6700 Euro ließen sich die Käufer ihre Neuanschaffung im Jahr 2016 rund 900 Euro mehr kosten als noch fünf Jahre zuvor. Während die Nachfrage nach Küchen im Wert von weniger als 5000 Euro in diesem Zeitraum zurückging, boomte das Luxussegment mit Preisen ab 20.000 Euro.<sup>109</sup>

9,4 Milliarden Euro Gesamtumsatz wurden im vergangenen Jahr mit Einbauküchen in Deutschland erwirtschaftet, sagt die Statistik.<sup>110</sup>

Solche Zahlen belegen, wie hoch die Bedeutung dieser Anschaffung mittlerweile geworden ist. Noch eindeutiger ist die Aussage des

---

<sup>108</sup> Ronald FOCKEN in: *Protzen mit dem Dunstabzug*, in: SZ, 15.07.2017, <http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/teure-kuechen-protzen-mit-dem-dunstabzug-1.3587591> (26.09.2017)

<sup>109</sup> Zahlen von: Marktforschungsunternehmen GfK, 2017

<sup>110</sup> Ronald FOCKEN in: *Protzen mit dem Dunstabzug*, in: SZ, 15.07.2017

Geschäftsführers eines großen Küchenherstellers: „Besuch wird heute in die Küche geführt“<sup>111</sup>

## Die Kommunalki in der Sowjetunion

Die weiteste Verbreitung fanden funktionale „Einküchenhäuser“, wenn auch nie so benannt, in der Sowjetunion in Form der Kommunalki.

Sie entstanden vereinzelt bereits im 19. Jahrhundert, doch nach der Revolution von 1917 wurden in den Zentren von St. Petersburg und Moskau massenhaft bürgerliche Wohnhäuser in Wohngemeinschaften umfunktioniert. Dieser Eingriff in die Wohnverhältnisse war so tiefgreifend, dass die Kommunalka für lange Zeit zur dominanten städtischen Wohnform<sup>112</sup> wurde. Dahinter standen einerseits sozialistische Ideale die auf theoretische Konzepte von Friedrich Engels zurückgingen<sup>113</sup>, andererseits aber auch ein gravierender Wohnraumangel. Auf letzteren sind die realen Verhältnisse in den vielen Tausend Kommunalki der Sowjetunion zurückzuführen und daher nicht mit ähnlichen, nicht aus existentieller Not entstandenen Konzepten zu vergleichen.

Was die Kommunalki von anderen Formen des kollektiven Wohnens unterschied, war vor allem auch das Fehlen einer Eigentümer/in oder einer Vermieter/in. Sie gehörten dem Staat, der die Regeln des Zusammenlebens

---

<sup>111</sup> Markus Sander in: Die Welt, 26.01.2015, <https://www.welt.de/wirtschaft/article136762347/Die-Kueche-ist-des-Deutschen-neuer-Porsche.html> (25.09.2017)

<sup>112</sup> Vgl. Martiny ALBRECHT, *Bauen und Wohnen in der Sowjetunion nach dem zweiten Weltkrieg*, Berlin 1983

<sup>113</sup> Vgl. Friedrich ENGELS, *Zur Wohnungsfrage*, in: Werke, 1956, Band 18

über grundlegende Gesetze bestimmte. Die tatsächlichen „Regeln“ entstanden somit im Mikrokosmos jeder einzelnen Kommunalka.

Dennoch lassen sich einige wichtige Erkenntnisse für jeden Versuch kollektiven Wohnens aus diesem riesigen und über hundert Jahre währendem „Experiment“ ziehen.

In einer ausführlichen Sozialstudie<sup>114</sup> des Kommunalwohnens schildert der russische Architekt und Ethnologe Ilia Uthekin die Merkmale und räumlichen Strukturen einer Kommunalka. Ausführliche Interviews mit Bewohnern geben ein realistisches Bild vom Leben in den Kommunalki.

Die Kommunalka galt als öffentlicher Ort. Die Privatsphäre war auf ein Minimum beschränkt. Jeder Bewohner einer Kommunalka hatte zwar eine eigene Klingel und einen eigenen Stromzähler. Doch darüber hinaus spielte sich ein Großteil des Lebens vor den Augen der Mitbewohner ab.

Vom Flur aus wurden die einzelnen Zimmer erschlossen. Dort befand sich meist das Telefon, das ebenfalls von allen Bewohnern gemeinsam genutzt wurde. Auch das Badezimmer wurde gemeinschaftlich genutzt, jedoch hatte jeder Bewohner sein eigenes Waschbecken und oft auch seine eigene Klobrille.<sup>115</sup>

Die Bewohner trafen sich am häufigsten in der gemeinschaftlich genutzten Küche. Hier versammelte man sich auch, um Probleme zu diskutieren, wie etwa den Umgang mit Mitbewohnern, die sich nicht an

---

<sup>114</sup> Vgl. Ilia UTHEKIN, *A virtual museum of soviet everyday life*, <http://kommunalka.colgate.edu/> (26.09.2017)

<sup>115</sup> Vgl. Sandra EVANS: *Sowjetisch wohnen. Eine Literatur- und Kulturgeschichte der Kommunalka*, Transcript, Bielefeld, 2011

die verabredeten Regeln hielten. Da die Küche von den Bewohnern meist selbst genutzt wurde, entfallen natürlich die meisten Vorzüge eines Einküchenhauses nach der Konzeption von Lily Braun. Es gab allerdings auch Kommunalki, die eine Köchin engagierten konnten. In dieser Variante nähert sich das Wohnkonzept dem des klassischen Einküchenhauses. Festzuhalten bleibt jedenfalls, dass die gemeinschaftliche Küche (bzw. das Esszimmer), das soziale Gefüge im Vergleich zu der früheren, „bürgerlichen“ Wohnform grundlegend verändert hat. Es ist auch nicht überraschend, dass es unter den ärmlichen Bedingungen, die in den meisten Kommunalki herrschten, zu Reibereien zwischen den Bewohnern kam.

Grundsätzlich fanden die meisten Bewohner aber im Laufe der Zeit eine gemeinsame Sprache. Das geht aus den vielen Beispielen in Uthekins Studie klar hervor. Häufig entstanden auch enge Beziehungen. Dann kümmerte man sich gegenseitig um die Kinder oder pflegte die Großeltern der Nachbarn. Man half sich bei den alltäglichen Problemen oder lieh einander Geld. Das Leben in der Kommunalka stärkte die soziale Verantwortung und das Miteinander.

Und bis heute existiert in Russland diese Wohnform: man schätzt, dass Gemeinschaftswohnungen in Moskau ca. zwei Prozent des gesamten städtischen Wohnraums ausmachen.

Laut dem Moskauer Amt für Wohnraumpolitik soll es noch 2011 über 90.000 Gemeinschaftswohnungen gegeben haben.

## Moderne Konzepte des Gemeinschaftswohnens im deutschsprachigen Raum

### Zürich

In einer Gesellschaft, in der die Individualisierung Menschen zunehmend vereinsamen lässt und das Gefühl für die soziale Verantwortung des Einzelnen schwindet, bedarf es neuer Ideen (oder einer Neuinterpretation alter Ideen!) um dem entgegenzuwirken.

Die Unterwerfung aller erdenklichen, menschlichen Beziehungen unter kapitalistische Strukturen macht das Individuum zwar unabhängig, relativiert aber auch grundsätzliche Sinnzusammenhänge und Werte. Der Lebenssinn, der nur von materiellen Erfolgen abhängig ist, trägt nicht weit. Wahrscheinlich sind dies die Gründe, warum sich in den letzten Jahren eine wachsende Zahl von Menschen Lebensformen wünscht, die einem grenzenlos globalisierten Kapitalismus wieder mehr Verbindlichkeit entgegensetzen. Nur so lässt sich erklären, dass Wohnkonzepte, die vor einiger Zeit noch von Immobilien-Experten noch als chancenlose Utopien betrachtet worden wären, heute im großen Maßstab realisiert und auch angenommen werden!

Dass dieser Mut, mit ungewöhnlichen Wohnformen zu experimentieren, sich gerade im reichen und tendenziell eher konservativen Zürich zeigt, hat verschiedene Gründe:

Traditionell haben Baugenossenschaften in Zürich eine große Bedeutung. Schon um 1900 unterstützte die Stadt genossenschaftliches Bauen seit den 20er-Jahren wird städtische Baugrund vorzugsweise an

Baugenossenschaften verkauft. Seit den 50er-Jahren erfolgt dies in Form von Baurechten. So entstanden an den Stadträndern Zürichs zahlreiche Wohnsiedlungen (in den frühen Jahren waren es Siedlungen nach dem Vorbild der Gartenstädte).

Bis heute sind über 25% der Wohnungen in Zürich „gemeinnützig“, das heißt, sie gehören der Kommune oder Stiftungen, letztere sind fast alle Baugenossenschaften (Die Wohneigentumsquote beträgt in Zürich nur knapp 9%). Daraus resultiert eine für Städte von der Größe Zürichs fast einzigartige Möglichkeit, bei der Erneuerung und Neugestaltung von Wohnanlagen mit neuen Konzepten zu experimentieren. Und in den letzten Jahren haben Wohnungsmangel, die Aktionen junger Bürger/innen und das Tätig werden der Politik die bis dahin eher träge und konservativ agierenden Baugenossenschaften zu teils erstaunlichen Ergebnissen getrieben.

Innerhalb weniger Jahre wurden sie wieder zu Akteuren der Stadterneuerung sowohl in planerischen als auch in sozialen Fragen.

Die Stadt schrieb große Teile ihre Baulandreserven im Baurecht aus und schaffte somit den Grund für die Realisierung neuer, uneigennütziger Wohnmodelle.

Auch die steigenden Immobilienpreise in den Metropolen mit all ihren sozialen Auswirkungen zeigen, dass die klassischen Konzepte des Wohnungsbaus dem Bedarf nicht mehr gerecht werden können.

Weil immer mehr Menschen dieses wachsende Defizit in unserer Gesellschaft erkannt haben, erleben gemeinschaftliche Wohnformen derzeit eine Renaissance.

Die strikte Trennung von Öffentlichkeit und Privatsphäre wird in diesen Projekten aufgehoben, was zu interessanten, neuen sozialen Strukturen führen kann.

## Karthago

*"Karthago ist das Haus, unter dessen Dach rund 50 Leute über 9 Wohneinheiten verteilt wohnen und sich als Grosshaushalt organisieren. Hier leben Leute in allen Alterstufen mit unterschiedlichsten Lebensmodellen zusammen. Das Herz des Hauses ist der Speisesaal im Erdgeschoss, wo die Bewohner/innen, Genossenschaftler/innen und Befreundete ausgezeichnet essen, feiern und diskutieren, wann immer Zeit und Lust dazu vorhanden ist. Von Montag bis Freitag zaubern die Köch/innen jeden Abend in der Grossküche ein reichhaltiges Mahl für alle."*<sup>116</sup>

So beschreiben die Initiatoren des Wohnprojekts "Karthago" ihr Konzept, das als eines der wenigen modernen Wohnmodelle wirklich als "Einküchenhaus" bezeichnet werden kann.

Es beginnt im Jahr 1984: damals wurde ein Haus am in Zürich „Stauffacher“ genannten „Tor zu Aussersihl“ besetzt.

---

<sup>116</sup> Vgl. <https://www.karthago.ch/> (25.09.2017)



**Abb.38:** Karthago in Zürich

Nach anderthalb Jahren wurde das Haus von der Polizei geräumt, um danach jahrelang leer zu stehen 1990 wurde es abgerissen. Während dieser Zeit wurde das Areal zu einer Projektionsfläche für Sozialutopien und experimentelle Wohnmodelle. Hier war das Karthago-Projekt ursprünglich geplant.

Die Idee eines Zürcher Karthagos tauchte 1985 unter den ehemaligen Besetzer/innen des Stauffachers auf. Auf Anregung des unter dem Pseudonym p.m. arbeitenden Schriftstellers begannen sie sich für die Idee eines Einküchenhauses zu interessieren. Es war auch p. m, der den Namen Karthago einbrachte. Dieser Name sollte neben der Reminiszenz an das legendäre Karthago auch die nüchterne Einschätzung der Erfolgsaussichten für ein so gewagtes Projekt widerspiegeln.

Frühe, sehr idealistische Ideen konnten nicht verwirklicht werden: am Anfang war von einem möglichst autarken Dorf für 100 Bewohner/innen

die Rede. Wohnen und Arbeiten sollten nebeneinander Platz finden. Auf einem zugehörigen Landgut sollten möglichst viele Nahrungsmittel selbst produziert werden und die Energie sollte aus ökologischen Quellen kommen. Außerdem sollte das Geld schrittweise durch den direkten Tausch von Waren und Dienstleistungen ersetzt werden. Doch als die Stadtbehörde das Baurecht für ein Grundstück in Zürich Altstetten in Aussicht stellte, wurden die Planungen konkreter und realistischer. Zunächst wurde von den ehemaligen Besetzern die Genossenschaft Karthago gegründet.

Im Frühjahr 1993 vergab die Genossenschaft einen Studienauftrag an drei Teams von Architekt/innen für das Projekt Karthago in Altstetten. Auf Zielsetzungen, die in Richtung Subsistenz- und Tauschwirtschaft führten wurde nun verzichtet. Im Zentrum standen nun die Solidarität im Alltag und die gemeinsame Organisation des Wohnraums.

Im September 1993 wurde der Baurechtsvertrag mit der Genossenschaft aufgesetzt und beurkundet. Anfang 1994 segnete ihn der Gemeinderat ab. 1995 wurde ein ehemaliges Geschäftshaus erworben und zum Wohnhaus umgebaut. Die Wohnungen werden seitdem an Wohngemeinschaften vermietet, die sich selbständig bilden, erneuern und finanzieren.

Dabei arbeitet die Genossenschaft nicht gewinnorientiert und entzieht den erworbenen Wohnraum bewusst der Immobilienspekulation.<sup>117</sup>

Mit dem professionell geführten zentralen Küchenbetrieb ist die Genossenschaft Karthago eine Wohnform, die seit über zwanzig Jahren

---

<sup>117</sup> Vgl. <https://www.karthago.ch/> (25.09.2017)

eine fast alleinstehende Konzeption unter den selbstverwalteten Wohnprojekten darstellt. Schliesslich wird im Karthago wieder möglich, was der konventionelle Wohnungsbau meistens verhindert: das Zusammenleben verschiedenster Lebensmodelle und Altersstufen.

## Die Kalkbreite

Ein weiteres, in den letzten Jahren Verbreitung findendes Konzept des gemeinschaftlichen Wohnens ist das sogenannte „Clusterwohnen“. Die Clusterwohnung ist eine Kreuzung zwischen einer WG und einer Kleinwohnung: Jeder Bewohner hat sein eigenes Zimmer, die Küche gehört allen.

Eines der interessantesten Projekte dieser Art ist das von der Genossenschaft „Kalkbreite“ in Zürich entwickelte Modell.

Auf einem über 6300 m<sup>2</sup> großen städtischen Grundstück, auf dem die Zürcher Verkehrsbetriebe ein Straßenbahndepot unterhielten, entstand ein experimenteller Wohnbau, in dem, zumindest in einigen Teilen des Gebäudes, eine Neuinterpretation des Einküchenhauses realisiert werden konnte. Der große, kompakte Baukörper vereint in der Sockelzone Läden, Lokale und ein Kino, in den Obergeschossen Wohn- und Gemeinschaftsräume, außerdem eine im Blockinneren fast unsichtbar integrierte Abstellhalle für Straßenbahnen.

60 Prozent des Areals sind Wohnbereich, 40 Prozent werden vom Gewerbe beansprucht. In 97 Wohnungen und Zimmern wurde Wohnraum für 251 Bewohner geschaffen. Im Durchschnitt stehen jedem Bewohner 32 Quadratmeter privater Wohnfläche zur Verfügung, weitere 800 Quadratmeter sind als Gemeinschaftsräume geplant worden.

Neben kleineren Wohngemeinschaften gibt es im Wohnbau an der Kalkbreite Gemeinschaftswohnungen mit 17.5 Zimmern sowie Einpersonenzwohnungen, die zu sogenannten Clustern gruppiert sind. Zudem gibt es einen Großhaushalt, in dem sich rund 50 Bewohnerinnen eine gemeinschaftliche Infrastruktur teilen.

Das Modell wird von der Genossenschaft folgendermaßen beschrieben:

*„Im Grosshaushalt leben Menschen aus verschiedenen Individual-Wohnungen zusammen und betreiben gemeinsam einen Haushalt. Diese Wohnform bietet den Bewohnerinnen die Möglichkeit, ihre Single-, Paar- oder Gemeinschaftshaushalte auf ein grösseres Ganzes mit einem intensiveren Austausch untereinander auszudehnen. Zusätzlich zur individuellen Wohnung gibt es Gemeinschaftsräume, die den Alltag im Grosshaushalt wesentlich prägen. Der Grosshaushalt lebt eine Kultur der Offenheit; Gäste und Freunde der Bewohnerinnen sind herzlich willkommen. Die Bewohnerinnen beteiligen sich am Leben in der Kalkbreite.“<sup>118</sup>*



**Abb.39:** Die „Kalkbreite“ in Zürich

---

<sup>118</sup> Vgl. kalkbreite.net (18.01.2017)

Mit diesem Konzept kommt das Wohnmodell „Kalkbreite“ den Ideen des ursprünglichen Einküchenhauses bereits sehr nahe.

Im Gegensatz zu den Reformmodellen zu Beginn des Jahrhunderts, bei denen der Schwerpunkt auf der Entlastung der Hausfrau lag, liegt er nun bei der sozialen Komponente, wie die letzten Sätze belegen. Doch die Grundidee der Zentralküche bleibt unverändert, die folgende Beschreibung könnte sich ebenso gut auf ein Einküchenhaus vor hundert Jahren beziehen:

*„Das Herzstück des Großhaushalts bilden die gemeinsame professionelle Küche mit angestellten KöchInnen sowie der Ess- und Aufenthaltsraum. Der Ess- und Aufenthaltsraum dient den Bewohnerinnen als großes Wohnzimmer und Treffpunkt zum gemeinsamen Reden, Essen, Spielen, Trinken und Feiern.*

*Von Montag bis Freitag wird am Abend für alle ein Essen zu einem moderaten Preis angeboten. Dabei entscheiden die Bewohnerinnen selbst, ob sie sich dem gemeinsamen Essen (per Anmeldung) anschließen oder ihre Mahlzeit individuell planen. Das gemeinsame Essen ist durch den Einkauf größerer Mengen und die geteilte Infrastruktur ökologisch vorteilhaft“<sup>119</sup>*

---

<sup>119</sup> Vgl. kalkbreite.net (18.01.2017)



**Abb.40/41:** Waschraum, Bibliothek und Gemeinschaftsräume in der Kalkbreite

Gleichzeitig macht es die Kalkbreite allerdings auch zu einem Aufwertungsmotor zwischen Langstrasse und Lochergut. Hier stösst das Projekt an die Grenzen seiner Wirkungsmacht. Sollte die Kalkbreite mit ihrer Attraktivität zur Verteuerung der Umgebung beitragen, stünde dies im Widerspruch zu ihren sozialen und ökologischen Ansprüchen, die die Genossenschaft mit den bewährten Mitteln des gemeinnützigen Wohnungsbaus (Belegungsvorschriften, Kostenmiete) nur in ihren eigenen Mauern garantieren kann.

Der wahrscheinlich häufigste Einwand gegen die Planung von Einküchenhäusern war und ist, die Finanzierung eines solchen Betriebes. Da die Lohnkosten seit den Zeiten des Heimhofs deutlich gestiegen sind, scheint dieses Argument heute noch erheblich schwerer zu wiegen.

Am Beispiel der „Kalkbreite“ lässt sich zeigen, wie so ein Finanzierungskonzept aussehen kann.

2007 wurde von den Teilnehmern einer nachbarschaftlichen Initiative die Genossenschaft „Kalkbreite“ gegründet. Man legte der Stadt das Konzept einer Mischnutzung vor, und bekam den Zuschlag für ein 90-jähriges Baurecht. Der Stadtrat bewilligte außerdem 3,25 Millionen Franken für

eine Machbarkeitsstudie, einen Architekturwettbewerb und die erste Projektierungsphase.

Der Beitritt zur Genossenschaft ist für Interessenten verpflichtend, aber mit etwa 800 Euro des einmaligen und rückerstattbaren Anteilscheins und einer geringen Verwaltungsgebühr durchaus in einem niedrigen Rahmen.

Jeder ausgewählte Mieter muss eine Einlage aufbringen, die der jeweiligen Wohnungsgröße entspricht. Für eine Vierzimmerwohnung mit knapp 100 m<sup>2</sup> ergab sich beim Erstbezug eine Einlage von ca. 22.000 Euro (25.000 CHF) und eine monatliche Kaltmiete von ca. 1630 Euro (1854 CHF).

Für die Auswahl der Bewohner wurde ein Vermietungsreglement erarbeitet. Diesem folgend wurde eine eigentlich sehr heterogene Mieterschaft ausgewählt. Die Genossenschaft hatte mehrere Kriterien aufgestellt, darunter Einkommen, Herkunft, Geschlecht und Alter, mit denen versucht wurde, die soziale Durchmischung der Kalkbreite zu regulieren.

Das Ergebnis ist eine bewusst sozial durchmischte Zusammensetzung: Junge Studenten, eine eritreische Familie und auch einkommensschwache Personen. Um Vermögensunterschiede abzufedern, wurde zusätzlich ein Solidaritätsfonds eingerichtet, der bei finanziellen Notlagen einen Teil der Miete trägt.

Die Tätigkeit der Genossenschaft ist gemeinnützig. Ihr Ertrag ergibt sich fast ausschließlich aus den Mieteinnahmen.

Aus ihnen müssen die Ausgaben für Kreditzinsen, Fondseinlagen für Instandhaltung, Verwaltung, Unterhalt etc. beglichen werden. Den

größten Teil des Anteilkapitals müssen die Mieter mit dem proportional zur genutzten Fläche berechneten Pflicht-Anteilskapital (216 €/m<sup>2</sup> – Pflichtanteil mindestens 830 Euro) einbringen. Daneben halten auch Genossenschaftsmitglieder, die nicht selbst in der Kalkbreite wohnen sowie einige Wohnbaugenossenschaften und die Stadt Zürich einen Teil des Anteilkapitals.

Monatlich müssen die Mieter neben der normalen Miete mit Nebenkosten einen Solidaritätsbeitrag zahlen. Das Anteilskapital wird nicht verzinst. Alle Mieter beteiligen sich außerdem an einem Solidaritätsfonds und an den Kosten der gemeinschaftlichen Einrichtungen. Die Zusammenarbeit mit sozialen Institutionen fördert die Durchmischung der Bewohnerschaft.

Aus finanzieller Sicht scheint das Konzept aufzugehen: die Jahresabschlüsse von 2015 und 2016 weisen einen Gewinn aus.<sup>120</sup>

## Wien

Auf dem Gelände einer früheren Sargtischlerei und eines sanierten Wohnhauses entstand 1996 das integrative Wohnprojekt "Sargfabrik".

Ende der 80er Jahre hatte sich eine Gruppe aus knapp 40 Leuten zusammengesetzt, um abseits des normierten Wohnens einen Weg zu beschreiten. Gemeinsam mit Architekten vom "Bau-Künstler-Kollektiv" BKK-2 gründeten sie den "Verein für integrative Lebensgestaltung", der später auch als Bauträger und Empfänger der kommunalen

---

<sup>120</sup> Vgl. [https://www.kalkbreite.net/jahresbericht\\_2016](https://www.kalkbreite.net/jahresbericht_2016) (05.01.2017)

Wohnbauförderung auftrat, und begannen mit den Planungen für ein Wohnmodell nach ihren Vorstellungen.

Nach eigener Angabe des betreibenden Vereins handelt es sich dabei um das größte selbstverwaltete Wohn- und Kulturprojekt Österreichs. Im bestehenden Raster des alten Fabrikgebäudes (tatsächlich eine ehemalige Sargfabrik, was dem Wiener Beitrag zu innovativen Wohnmodellen, bei aller Progressivität des Ansatzes doch etwas von der berühmten Wiener Morbidität verleiht) wurden Duplex-Wohnboxen in zwei verschiedenen Höhen errichtet. Als Reminiszenz an die industrielle Vergangenheit blieb der Schlot im Hof der Anlage erhalten.

Insgesamt gibt es in der Sargfabrik 73 Wohneinheiten, einen Kindergarten, Seminarräume, einen Veranstaltungssaal, Badehaus, Gästewohnungen, Dachgärten und ein Restaurant.<sup>121</sup>



**Abb.42:** Die „Sargfabrik“ in Wien

---

<sup>121</sup> Vgl. Lisbeth WÄCHTER-BÖHM, *BKK-2*, Springer-Verlag, 1997, S.115f.

Die kulturelle Verflechtung mit der Umgebung wertet das gesamte Stadtviertel auf. In einem Anbau aus den Jahren 1998-2000 befinden sich weitere 39 Wohneinheiten (von denen einige als "home-office" geplant wurden), daneben eine Bibliothek, Lese- und Medienräume sowie eine Gemeinschaftsküche mit angeschlossenen Speisesaal.

Geknickte Wohnungstrennwände und unterschiedliche Raumhöhen sowie großzügige Öffnungen der Außenwände durch ebenfalls geknickte Fensterbänder ermöglichen vielfältige Wohnungstypen, die kleiner als im ersten Bauteil sind und vor allem Studierende oder alleinstehende ansprechen sollen. Zum abgesenkten Innenhof orientierte Laubengänge erschließen nicht nur die Wohneinheiten, sondern auch die zentral gelegene Gemeinschaftsküche.



**Abb.42:** Innenhof in der „Sargfabrik“ in Wien

Um alle Vorstellungen des Vereins verwirklichen zu können, bedurfte es einiger Tricks seitens der Bauherren: Indem die Anlage als "Wohnheim" definiert wurde, konnten verschiedene Aspekte der Wiener Bauordnung umgangen werden, was die Kosten erheblich reduziert und damit Spielräume für bauliche Experimente zu Gunsten individueller Lösungen für die künftigen Bewohner eröffnet hat.

So konnte man auf die obligaten Vorräume verzichten und durfte Standardgrößen von Zimmern unterschreiten. Auch das Gesetz, demzufolge für jede Wohnung ein Abstellplatz zu schaffen ist, schreibt für Wohnheime nur einen Stellplatz für zehn Wohneinheiten vor. Insgesamt stehen im Wohnheim Sargfabrik 112 Wohnungen in der Größe von 30-130 m<sup>2</sup> zur Verfügung. Die Fluktuation der Bewohner/innen ist zwar sehr gering, wird aber zum Teil durch befristete Verträge von Seiten des Vereins forciert und ermöglicht so Interessierten das Kennen lernen neuer Wohnformen.<sup>122</sup>

---

<sup>122</sup> Vgl. sargfabrik.at (15.06.2017)

## Einküchenhaus und Industrie 4.0 – Ein Ausblick

Wenn eine Neuauflage des Einküchenhauses heute also unrealistisch erscheint, so in erster Linie aufgrund der im Vergleich zu den 1900er Jahren um ein vielfaches höheren Lohnkosten.

Das Einküchenhaus mit traditioneller Küchentechnik wäre demnach kaum ein erfolgsversprechendes Konzept für die Zukunft. Denkt man das Konzept der Zentralküche jedoch konsequent neu, liegt es nahe, an eine maschinelle Zubereitung der Speisen zu denken. Der Traum von Haushaltsrobotern, fast so alt wie die Idee des Einküchenhauses, ist seiner Erfüllung in jüngster Zeit sehr nahe gekommen, insbesondere was die Tätigkeit des Kochens betrifft.



**Abb.43:** Kochroboter von Moley Robotics

Hat man nun also einen funktionierenden Kochroboter erscheint die Idee der Zentralisierung des Kochvorgangs in Wohnhäusern fast wie eine logische Konsequenz, denn welchen Vorteil würde es bringen, eine so aufwendige Technik in jeder einzelnen Wohnung zu haben?

Selbst wenn man wohl damit rechnen kann, dass die Technik immer erschwinglicher wird, erscheint es wenig sinnvoll, solche technischen Einrichtungen unnötig zu multiplizieren, zumal es in jeder Wohnung Raum kosten würde, der sicherlich nicht erschwinglicher werden wird.

Auch mit Blick auf die Wartung der Technik und die Versorgung mit „Rohstoffen“ erscheint eine zentralisierte Einrichtung hier sinnvoll. Die intelligente Vernetzung der Kochtechnik mit Lieferanten würde für die Versorgung mit Lebensmitteln sorgen (*Dezentrale Entscheidungen: Cyberphysische Systeme sind in der Lage, eigenständige Entscheidungen zu treffen und Aufgaben möglichst autonom zu erledigen. Nur in Ausnahmefällen, zum Beispiel bei Störungen oder Zielkonflikten, überträgt es die Aufgaben an eine höhere Instanz*).<sup>123</sup>

Es gebe auch keine Beschränkungen mehr was die Uhrzeit betrifft, jeder Bewohner kann jedes abrufbare Gericht zu jeder Zeit ordern. Auch zu besonders betriebsamen Zeiten könnte ein intelligenter Kochroboter mit maximaler Effizienz die Gerichte zubereiten und, wenn auch nicht alle gleichzeitig, so doch mit minutengenauer Vorhersage, wann jedes einzelne Gericht fertig sein wird.

Die Vision vom Einzug vollautomatisierter Kochroboter als zentrale Kocheinheiten in Wohnhäusern erscheint umso realistischer für die nahe Zukunft, als sie jeglicher sozialen Dimension entbehrt. Eine solche zentralisierte Automatisierung der Essenzubereitung wird keinem der Ideale von Gemeinschaft gerecht, die die Initiatoren von früheren Ideen der Kollektivierung noch hatten.

---

<sup>123</sup> Vgl. [https://de.wikipedia.org/wiki/Industrie\\_4.0](https://de.wikipedia.org/wiki/Industrie_4.0) (13.05.2017)

Es entspricht vielmehr ganz dem Trend zur Individualisierung, selbst innerhalb einer Familie oder Wohngemeinschaft. Man ist nicht mehr aufeinander angewiesen, man muss sich nicht einmal mehr auf eine Mahlzeit einigen. Jeder bestellt was er will, wann er will. Der Kochroboter allein ist also noch keine Vision eines sozialen Miteinanders wie es auch den Initiatoren der historischen Einküchenhäuser immer vorschwebte. Aber er kann den technischen Durchbruch bringen, auf dem endlich Konzepte realisiert werden können, die über die rationelle Zubereitung von Speisen hinausgehen.

## Fazit

Die Voraussetzungen für die Etablierung von Wohnhäusern mit einer zentralen Küche sind heute fast genauso gegeben wie vor hundert Jahren. Auf den ersten Blick mag dieses kollektivistische Reformmodell nicht mehr in eine Gesellschaft von verwöhnten Individualisten passen, doch betrachtet man die aktuellen gesellschaftlichen Probleme: Gleichberechtigung der Geschlechter, enorme Folgekosten für die Gesundheitssysteme durch ungesunde Ernährung, steigende Energiekosten, Überforderung etc., könnte eine Form des Einküchenhauses als Lösungsansatz vielleicht heute sehr interessanter sein.

Mit erfolgreichen Projekten wie der Kalkbreite oder dem Karthago-Projekt in Zürich ist der Nachweis erbracht, dass gemeinschaftliche Wohnmodelle sich heute nicht nur erfolgreich im kommerziellen Wohnungsmarkt behaupten, sondern ihn darüber hinaus auch positiv verändern können. Sie sind Teil der so genannten »sharing economy«, die die Rolle des Eigentums grundlegend neu definiert.

Der Charakter von gemeinschaftlichen Wohnformen liegt auf der sozialen Interaktion. Die Existenz der Gemeinschaft beruht auf Diskussion, Lösungsfindung und Abstimmung, was Prozesse des Alltags zwar demokratischer, aber auch komplizierter macht, und von den Einzelnen ein größeres Maß an Kompromissbereitschaft voraussetzt. Dieser Umstand dürfte wohl die größte Hürde für viele Gemeinschaftswohnprojekte darstellen.

Die sozialen Möglichkeiten von Netzwerken innerhalb des gemeinschaftlichen Wohnens knüpfen in ihrer Funktion als „Verwandtschaftersatz“<sup>124</sup> an die Gemeinschaft des „Ganzen Hauses“ an. Die Einküchenhäuser boten und bieten die Chancen kommunikativer und soziale Räume, fordern aber auch eine teilweise Öffnung der Privatsphäre gegenüber den anderen Bewohnern (in einen halböffentlichen Raum). Diese Gruppe könnte aber, als selbst gewählte Nachbarschaft, Menschen ohne oder mit nur einem sehr kleinen familiären Netz helfen, diese Lücke zu füllen.<sup>125</sup>

Das wurde bei der Bewertung der historischen Einküchenhäuser oft übersehen. Sie wurden auf Aspekte der wirtschaftlichen Rationalisierung reduziert und damit einhergehend wurden oft vermeintliche inhumane Aspekte hervorgehoben wie eine durch strikte Zeitplanung erzwungene Lebensführung ("Karnickelstall"). Dabei wurden die positiven neuen Möglichkeiten sozialer Interaktion und die dem Kapitalismus untergeordneten Schutzräume übersehen oder nicht angemessen bewertet.

Die heutigen Chancen kollektiven Wohnens liegen in flexibel gestaltbaren, sozialen Strukturen, die das Familienleben nicht unbedingt sprengen müssen, dafür aber die Chance zur Einbettung in größere Gemeinschaften und auch zum Ändern konventioneller Geschlechtsbilder bieten.

Fraglich bleibt allerdings, ob sich einzelne, privat finanzierte Realisierung unter nicht so privilegierten Umständen wie jene, bei der Kalkbreite in Zürich, langfristig wirtschaftlich rentabel bleiben könnten. Jedoch wären bei

---

<sup>124</sup> Georg KARG, *Wirtschaftlichkeit des Angebots hauswirtschaftlicher Dienstleistungen*, Campus-Verlag, 2001 S.46

<sup>125</sup> Hartmut HÄUSSERMANN / Walter SIEBEL, *Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens*. München, 1996, S.11

einer größeren Verbreitung derartiger Konzepte auch Synergieeffekte zwischen den einzelnen Anlagen erzielbar. Dies würde die Chancen der Finanzierbarkeit erhöhen und könnte, nach einer ersten Anschubphase, in der solche Projekte hauptsächlich noch für eine Zielgruppe mit entsprechenden finanziellen Möglichkeiten geplant werden, sie später auch für weniger finanzkräftige Wohnungssuchende erschwinglich werden lassen.

Wie weit Rationalisierung die Kosten für die einzelnen Projekte und die Kosten für die Zubereitung der Speisen, aber auch die ganze Infrastruktur zwischen und innerhalb der einzelnen Anlagen senken kann, kann man beispielhaft an den Fastfood-Restaurants sehen.

Die Idee des Einküchenhauses wäre heute also keine Innovation im Sinne einer nicht schon vorhandenen Praxis (die massenhafte, kostenoptimierte Zubereitung von Nahrung für breite Schichten der Stadtbevölkerung), es ginge vielmehr um eine Verbesserung dieser Praxis in fast allen Belangen und einer Verlagerung dieser Aktivitäten von privaten, gewinnorientierten Unternehmen zu einer am Gemeinwohl orientieren Organisation.

Nicht nur aus der technischen Perspektive, auch gesellschaftlich ist die Einzelküche ein Anachronismus: bedenkt man, dass historisch jene Kräfte, die Frauen von der Arbeitswelt fern halten wollten, einen nicht unerheblichen Anteil an der Entwicklung zum heutigen Status Quo hatten, zeigt sich, wie überfällig eine grundsätzliche Neubewertung dieses Bereichs ist.

Auch wenn sich der reaktionäre Anachronismus heute teilweise in einen hippen Anachronismus gewandelt hat, bleibt die grundsätzliche Fragwürdigkeit bestehen.

Die vielfältigen neuen Ansätze für ein kollektives Wohnen zeigen, in welche Richtung eine richtig verstanden, neue „Hipness“ gehen sollte.

Dabei ist es auch die Aufgabe der Architekten und Planer, diesen Weg mit neuen Konzepten zu gehen. Oft wurde die Frage gestellt, inwieweit Gestaltung politisch sein kann oder soll, oder ob Gestaltung Politik gar ganz ersetzen kann. Doch Gestaltung kann Politik nicht ersetzen, und Politik nicht Gestaltung. Aber jede Gestaltung hat unweigerlich auch eine politische Dimension.

Im Kontext der Geschichte des Einküchenhauses zeigt sich, für welche langen Zeiträume politische Entscheidungen wirksam sein können. Hauptsächlich aus politischen Gründen wurden Wohnbauten mit zentraler Küche verhindert. Der Einfluss dieser Entscheidung auf unser heutiges Wohnen, aber auch das gesellschaftliche Leben im Ganzen ist kaum zu überschätzen. Aber vielleicht können die heute noch als experimentell geltenden Wohnmodelle mit ihrer Neuinterpretation einer kollektiven Hauswirtschaft an die Ideen von damals anknüpfen und der für das Einküchenhaus grundlegenden Idee, eine zentrale Kochstelle für viele Bewohner, doch noch zum Durchbruch verhelfen.

„Die Globalisierung des Kapitalismus wird von einem Gespenst heimgesucht, dem Gespenst eines neuen Kollektivismus. Wir begegnen diesem Gespenst nun tagtäglich.“<sup>126</sup>

---

<sup>126</sup> Blake STIMSON und Gregory SHOLETTE, *Collectivism after Modernism*, University of Minnesota Press, 2007, S.1: There is a specter haunting capitalism's globalization, the specter of a new collectivism. We experience this specter daily now(...)

## Bibliographie (im Text zitierte Literatur):

ACHLEITNER Friedrich, Wiener Architektur, Böhlau 1996

STIMSON Blake / SHOLETTE Gregory, *Collectivism after Modernism*, University of Minnesota Press, 2007, S.1

BRAMHAS Erich: Der Wiener Gemeindebau: vom Karl-Marx-Hof zum Hundertwasserhaus. Birkhäuser, Basel 1987

BRAUN Lily: Frauenarbeit und Hauswirtschaft. Expedition der Buchhandlung Vorwärts, Berlin 1901

BRUNNER Otto: Das „ganze Haus“ und die alteuropäische „Ökonomik“. In: F. Oetter (Hrg.: Familie und Gesellschaft. Mohr 1966. S. 23-56)

EVANS Sandra: Sowjetisch wohnen: Eine Literatur- und Kulturgeschichte der Kommunalka, transcript Verlag 2011

FREDERICK Christine: *The New Housekeeping. Efficiency Studies in Home Management*. The Musson Book Company, Toronto, Kanada 1913,

GLATZER Wolfgang (Hg.), *Entwicklungstendenzen der Sozialstruktur*, Campusverlag, Frankfurt am Main, 1994

HAYDEN Dolores, *The Grand Domestic Revolution: A History of Feminist Designs for American Homes, Neighborhoods, and Cities*, Cambridge, MA/London 1981

HÄUSSERMANN Hartmut/ SIEBEL Walter: *Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens*. München, 1996

HERRMANN Ulrich, *Das pädagogische Jahrhundert. Volksaufklärung und Erziehung zur Armut im 18. Jahrhundert in Deutschland*, Beltz-Verlag, 1981

KARG Georg: *Wirtschaftlichkeit des Angebots hauswirtschaftlicher Dienstleistungen von privaten Haushalten*, Frankfurt 2001

MELINZ Gerhard / UNGAR Gerhard, *Wohlfahrt und Krise – Wiener Kommunalpolitik zwischen 1929 und 1938*, Deuticke Verlag, Wien 1996, S.16 f.

MITTAUER Michael: Die Familie als historische Sozialform  
In: Mitterauer/Sieder: Vom Patriarchat zur Partnerschaft. München 1980<sup>2</sup>. S.  
13-37

NEFF Elisabeth, *Die Schnellküche der Junggesellin*, Franckh'sche  
Verlagsbuchhandlung, 1926, S.13f

NICHOLS Anja Brigitte: *Sehnsucht nach dem Ponyhof*, Eigenverlag

NOEVER Peter(Hrsg.): Die Frankfurter Küche von Margarete Schütte-  
Lihotzky. Die Frankfurter Küche aus der Sammlung des MAK – Österreichisches  
Museum für Angewandte Kunst, Wien. Ernst & Sohn, Berlin 1992

OTTMÜLLER, Uta: Die Dienstbotenfrage, Münster 1978

PIRHOFER Gottfried / SIEDER Reinhard, Zur Konstitution der Arbeiterfamilie  
im „roten Wien“. Familienpolitik, Kulturreform, Alltag und Ästhetik. In:  
Mitterauer Michael (Hrsg.), *Historische Familienforschung*, Frankfurt am  
Main, 1982

PODBRECKY Inge, Rotes Wien, Falter-Verlag, 2003,

RICHTER Claire, *Das Ökonomiat. Hauswirtschaftlicher Großbetrieb zum Selbstzweck*.  
Berlin, 1919

SEELIGER Maren, *Sozialdemokratie und Kommunalpolitik in Wien. Zu einigen  
Aspekten sozialdemokratischer Politik in der Vor- und Zwischenkriegszeit*. Wien [u.a.]:  
Verlag für Jugend und Volk 1980 , S.92

THÖNESSEN Werner: *Frauenemanzipation. Politik und Literatur der  
deutschen Sozialdemokratie zur Frauenbewegung 1863-1933*, Frankfurt a.  
Main, 1969

TROSSBACH Werner, „Das ganze Haus“, Basiskategorie für das Verständnis  
ländlicher Gesellschaften in der frühen Neuzeit, in: BDLG 129, 1993, S. 277

UHLIG Günther, Kollektivmodell "Einküchenhaus". Wohnreform und Architekturdebatte zwischen Frauenbewegung und Funktionalismus 1900 -1933, Gießen 1981.

WEBER-KELLERMANN Ingrid: Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte. FaM 1975. S. 75/76

WEIHSMANN Helmuth, *In Wien erbaut, Lexikon der Wiener Architektur im 20. Jahrhundert*, Promedia-Verlag 2005, S.69

ZALIVAKO Anna, 'Einküchenhaus, Kommunehaus, Unité d'Habitation – europäischen Entwicklungslinien', in: [kunsttexte.de](http://kunsttexte.de)

*Neue Lebenswelten! – Gartenstädte in Deutschland* Heft 1 Gartenbaugeschichte, Deutsches Gartenbaumuseum Erfurt, 2006.

*L'Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft*, Heft 1/1999, S. 57-76

*Zwölf Urteile über das Einküchenhaus*. Herausgeber: Verein Einküchenhaus, Wien, 1920

*Die Frauenfrage. Ihre geschichtliche Entwicklung und wirtschaftliche Seite*. Hirzel, Leipzig 1901

*Die Frauen und der Krieg. Zwischen Krieg und Frieden*, Band 17. S. Hirzel, Leipzig 1915. – [literature.at](http://literature.at) bei Austrian Literature Online

#### Weitere verwendete Literatur:

ACHLEITNER Friedrich, *Die rückwärtsgewandte Utopie. Motor des Fortschritts in der Wiener Architektur*. Picus-Verlag, Wien 1994

BLAU Eve, *Rotes Wien: Architektur 1919-1934*, Birkhäuser-Verlag, 2014

BORKOWSKI Dieter, *Rebellin gegen Preußen. Das Leben der Lily Braun*. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main, 1984

- BRAUN Lily, *Im Schatten der Titanen. Erinnerungen an Baronin Jenny von Gustedt*. (Ausgabe 3. Tausend unter dem Titel *Im Schatten der Titanen. Ein Erinnerungsbuch an Baronin Jenny von Gustedt*. Westermann, Braunschweig 1908)
- BRAUN Lily, *Memoiren einer Sozialistin*, Berlin 1909
- BRAUN Lily, *Memoiren einer Sozialistin. Roman. Band 2: Kampffahre*. Albert-Langen Verlag, München 1911
- CARSTEN Francis L., *August Bebel und die Organisation der Massen*. Siedler, Berlin 1991
- FREISE Florentina: *Asketischer Komfort. Das Londoner Servicehaus Isokon*. ATHENA-Verlag, Oberhausen 2009
- GIRARDI Margarethe: *Wiener Höfe einst und jetzt*, Erwin Müller, Wien 1947, S. 101
- GIRGENSOHN Lotta, *Das Einküchenhaus*, Vogel Verlag, 1914
- HAYDEN Dolores: *Redesigning the American Dream: Gender, Housing, and Family Life*. W.W. Norton & Company, New York 1984, Neuauflage 2002
- HARDY Dennis: *From Garden Cities to New Towns*, 1991
- HIRSCH Helmuth, *August Bebel in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*. Reinbek, Rowohlt 1973
- HORNSCHUH Monika: *Die moderne Küche als sozialer Raum: Eine populärwissenschaftliche Betrachtung von der Antike bis in die heutige Zeit*. Triga, Gründau-Rothenbergen 2010
- KETTSCHAU Irmhild, *Zur Theorie und gesellschaftlichen Bedeutung der Hausarbeit*. In: Tornieporth, 1988 S.98-115
- KUHN Gerd: *Die „Frankfurter Küche“*. In: Gerd Kuhn (Hrsg.): *Wohnkultur und kommunale Wohnungspolitik in Frankfurt am Main 1880–1930. Auf dem Wege zu einer pluralen Gesellschaft der Individuen*. Bonn 1998,
- LAMM Stefan, STEINFELD Thomas: *Das Kollektivhaus. Utopie und Wirklichkeit eines Wohnexperiments*. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 20067

OERTZEN Susanne von/ TERLINDEN Ulla,  
 Die Wohnungsfrage ist Frauensache! Frauenbewegung und  
 Wohnreform 1870-1933, Berlin 2006.

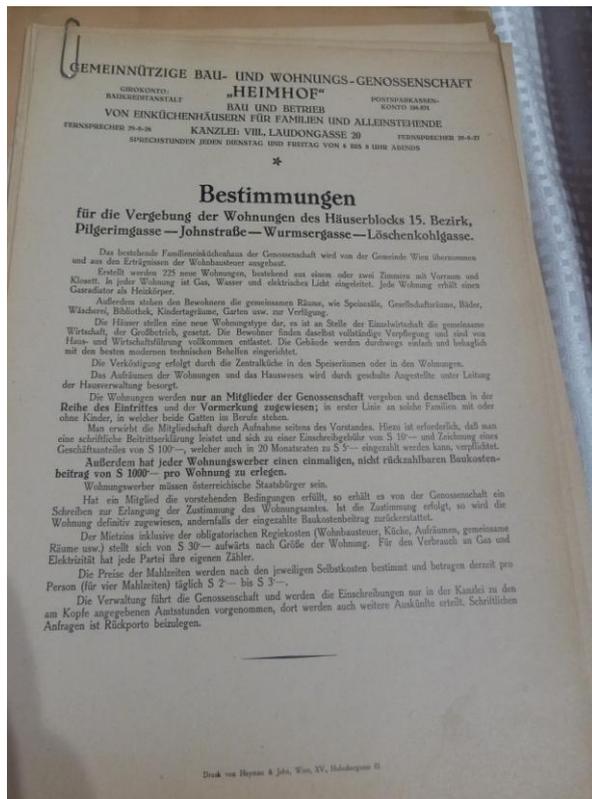
POHLE Ludwig, Frauen-Fabrikarbeit und Frauenfrage, Leipzig 1900

TURM Volker, *Wien und der Wiener Kreis: Orte einer unvollendeten Moderne*,  
 Facultas-Verlag, 2003

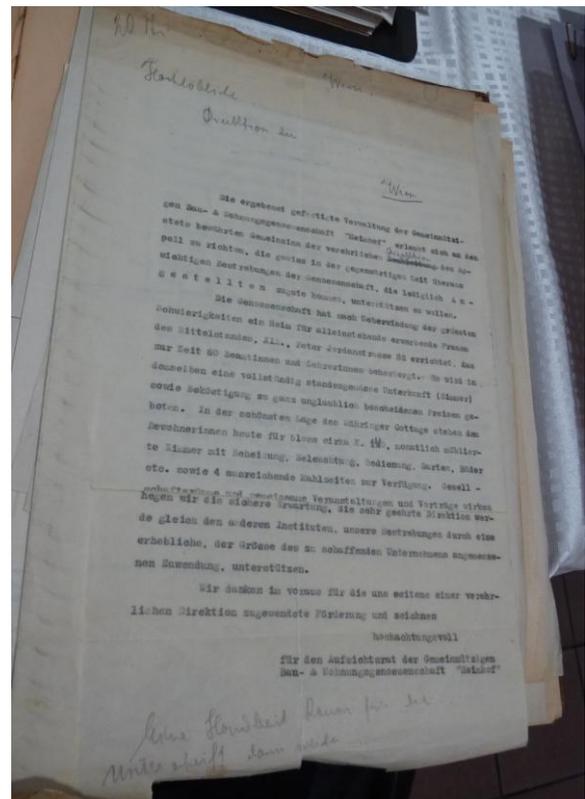
WEIHMANN Helmuth, *Das Rote Wien: Sozialdemokratische Architektur und  
 Sozialpolitik*, Wien 1985

WILL Thomas/ Ralph LINDNER (Hrsg.): *Gartenstadt: Geschichte und  
 Zukunftsfähigkeit einer Idee*. W.E.B. Universitätsverlag, Dresden 2012.

Anhang



Dokument 1



Dokument 2

HEIMHOF  
XIX., Peter Jordanstrasse 22.

Wien, den 27. September 1918.

Hochachtungsvoll

Bewegend auf Ihre einseitige Vermerkung auf eine Wohnung in unseren Kleinwohnhäusern, teilen wir Ihnen mit, dass zufolge der Preissteigerungen in sämtlichen Baumaterialien, Löhnen etc. die Herstellungskosten und damit die 10% an Eigenmittel der Genossenschaft sich entsprechend erhöht haben. Es wird daher in Zukunft für die Anwartschaft auf ein Zimmer oder eine Wohnung die Zeichnung von 3 bzw. 5 Anteilen erforderlich sein.

Wir ersuchen Sie daher, Ihre Anteilnahme in diesem Sinne zu ordnen und uns gleichzeitig mitteilen zu wollen, ob Sie die Vermerkung weiter aufrecht halten, da die Fertigstellung der Wohnungen durch die Kriegszustände einerseits sehr erschwert ist und andererseits die Zahl der Anwärter ständig wächst.

hochachtungsvoll

Beilagen

Genossenschaftliche Bau- und Wohnungsgenossenschaft "HEIMHOF"

*Heimat*

Dokument 3

GEMEINNÜTZIGE BAU- UND WOHNUNGS-GENOSSENSCHAFT  
»HEIMHOF«  
Kanzlei: VIII. Laudongasse 20. Tel. 29826. Sprechzeit: Dienstag, Freitag 6-8 abends

BAU VON EINFAMILIENHÄUSERN MIT ZENTRALWIRTSCHAFT  
WIEN, XIX. EICHENDORFFGASSE, STRASSENBAHNLINE 35, 39, 40



WOHNUNGSGRUNDRISSSE

ERDGESCHOSS. OBERGESCHOSS. DACHGESCHOSS

LAGEPLAN

PETER JORDAN-STRASSE

Anforderungsfreie in sich vollkommen abgeschlossene sofort beziehbare Wohnungen.

Bestehend aus:

Erdgeschoss:  
1 Vorzimmer . . . 55 m<sup>2</sup>  
1 Zimmer . . . 250 m<sup>2</sup>  
1 Kabinett . . . 100 m<sup>2</sup>

Obergeschoss:  
1 Zimmer . . . 165 m<sup>2</sup>  
2 Kabinette . . . 170 m<sup>2</sup>  
1 Bad . . . . . 45 m<sup>2</sup>

Dachgeschoss:  
1 Zimmer . . . 170 m<sup>2</sup>  
1 Bodenraum . . 170 m<sup>2</sup>

Ortsüblicher NORMALZINS

insolange kein Staatsbeitrag einfließt sind vom Wohnungserwerber die Baukosten in kind- und rückzahlbaren Genossenschaftsanteilen zu erbringen, beziehungsweise die Hypothekarzinsen zu tragen.

Nähere Auskunft in der Kanzlei, VIII., Laudongasse 20.

WEIMARERSTRASSE

EICHENDORFF-GASSE

298 1918 - Heft 2, Jahrg. XV, Heft 2, 45.

Dokument 4

„Heimhof“  
VIII., Laudongasse 20.  
Wien, Österreich.

Wien, im April 1920.

Werte Kollegen!

In Wiens größter Not, wenden wir uns um Hilfe an Euch für unsere Heime, die nach dem Muster der Institutionen Eures Landes eingerichtet sind.

Es handelt sich in dieser schweren Zeit hauptsächlich um diese Wohlfahrtsinstitutionen für jene zu erhalten, für die sie errichtet wurden:

Für geistige Arbeiter - beruflich tätige Frauen.

Die letzte Teuerungswelle hat die bescheidenen Preise unserer Heime für die genannte Schicht geistiger Arbeiter bereits unerschwinglich gemacht und geben die Betriebe, falls nicht Hilfe vom Ausland kommt, ihren Zweck verloren.

Wir senden Euch geschlossen unsere Schriften, damit Ihr Einblick in die Tätigkeit unserer Genossenschaft nehmen könnt. Heute würden noch einige tausend Francs genügen, um Hunderten Eurer Kollegen auf Monate hinaus ihr geliebtes Heim zu erhalten.

Vielleicht bringt uns eine bessere Zeit einmal Gelegenheit, Euch in unserer schönen Stadt als Gäste zu begrüßen und Ihr könnt Euch überzeugen, wie Eure Güte und Fürsorge in schwerster Zeit geholfen hat, Eurer Schwester-Institutionen zu erhalten.

Mit kollegialen Grüßen

Für die Leitung des "HEIMHOF":

Dokument 5



„HEIMHOF“

I. OBJEKT:

WIEN, XIX. PETER JORDANSTR. 32-34

EINKÜCHENHAUS FÜR ALLEINSTEHENDE BERUFLICH TÄTIGE FRAUEN: STAATS- UND PRIVATBEAMTINNEN, LEHRERINNEN, KÜNSTLERINNEN USW. ◦ PREIS EINES ZIMMERS K 31.— INKLUSIVE AUFRÄUMEN, BEHEIZUNG, BELEUCHTUNG, HAUSWÄSCHE, GESELLSCHAFTSZIMMER, BENÜTZUNG DER GEMEINSAMEN RÄUME, BIBLIOTHEK, GARTEN

PENSION K 60.— SPEISESAAL, TELEPHON  
PROSPEKTE FRANKO ZENTRALHEIZUNG, BÄDER

BESICHTIGUNG SONNTAG VORMITTAGS 11 BIS 12 UHR  
KANZLEISTUNDEN: FREITAG ABENDS 6 BIS 8 UHR

Dokument 6



**EINLADUNG**

ZUR BESICHTIGUNG DES DURCH HERRN  
BUNDESPRÄSIDENT DR. MICHAEL HAINISCH  
AM 27. JÄNNER ERÖFFNETEN  
FAMILIEN-EINKÜCHENHAUSES  
DER BAUGENOSSENSCHAFT "HEIMHOF"  
IN WIEN XV. BEZ. PILGERINGASSE 22-24

für Sonntag den 28. Jänner 1923  
10-12 h Vorm., 4 h nachm.

ZUFABRT: STRASSENBAHN 49,50 BIS  
JOHNSTRASSE / BEI JOHNST. 50  
REGIEBEITRAG: K 2000 PRO PERSON

VORANZEIGE: ERSTVORFÜHRUNG DES  
FILMES "EINKÜCHENHAUS" IM  
ING. UND ARCHITEKTENVEREIN  
DONNERSTAG, 1. FEBER 1923  
1/27 UHR

Dokument 7

G.-Z. \_\_\_\_\_ Anteilbuch Nr. \_\_\_\_\_

## Beitritts-Erklärung

(§ 10)

Ich erkläre hiermit meinen Beitritt zur  
Gemeinnützigen Bau- u. Wohnungs-Genossenschaft "Heimhof"  
(registrierte Genossenschaft mit beschränkter Haftung) in Wien

und zwar mit \_\_\_\_\_ Anteilen à 100 Kronen,  
welche ich nebst Eintrittsgebühr mit zusammen \_\_\_\_\_ Kronen auf einmal voll einzahle,  
" " " " " " in Monatsraten à \_\_\_\_\_ Kronen erlege.

Ein Exemplar der Statuten habe ich erhalten und erkläre mich mit den Bestimmungen einverstanden.

Wien, am \_\_\_\_\_ 191 \_\_\_\_\_

Unterschrift \_\_\_\_\_

Vor- und Zuname \_\_\_\_\_  
Beruf \_\_\_\_\_  
Wohnung \_\_\_\_\_

Aufgenommen in der Sitzung des Vorstandes vom \_\_\_\_\_

\* Die nicht gewünschte Form der Einzahlung bitte zu streichen.  
Die kleinste Monatsrate ist mit K 5.- festgesetzt.  
Die Eintrittsgebühr von K 10.- muß zugleich mit der ersten Ratenzahlung erlegt werden.

Dokument 8

PETER JORDANSTR. 32-34

Döbflinger Nachrichten, Okt. 1911, Nr. 244.

### Ein Heim für arbeitende Frauen.

Im Cottage, in der Peter Jordanstraße, wurde heute der "Heimhof" eröffnet, der als erste Wohlfahrtsanstalt für unsere Staats- und Privatbeamtinnen anzusehen ist. Ein gemeinnütziger Verein hat hier die Richtungslehre der im Besonderen verstorbenen Frauenführerin Auguste Fickert in der gemäßigten Form zur Verwirklichung gebracht. Bedauern Fickert war es auch zu danken, daß dieses auf genossenschaftlicher Basis aufgebaute Heim für erwerbende Frauen des Mittelstandes von der Regierung durch die Erteilung eines 90prozentigen Baurechts gefördert wurde. In einer äußerst günstigen und durch landschaftliche Schönheit sehr günstigen Lage, wurde ein Bau errichtet, der zum den Beamtinnen, wie schon der Name, der an der Stirnfront des Gebäudes besagt, ein Heim werden soll. Nur zwei Stockwerke enthält der Bau und ein Dachgeschoß, doch schmiegt er sich so am besten dem Villenparalleler der Umgebung an, der durch einen schönen, ausgedehnten Garten und durch die Laubengänge, die sich längs des Gebäudes hinziehen, noch besser gewahrt erscheint. In der ökonomischsten Weise, wie es ja die Verhältnisse fordern, wurde jeder Raum ausgenutzt.

Beitritt man durch das Tor in der Peter Jordanstraße das Heim, so gelangt man zunächst in das Hofbild, das eine gefällige Marmorverkleidung zeigt, und von hier in das Hochparterre. Der größte Teil des Hauses, das in einfacher, aber sympathischer Ausstattung gehalten ist, ist den Wohnräumen für die Beamtinnen gewidmet. Es sind Zimmer mit einem oder zwei Betten, die sich im Hochparterre, im ersten und zweiten Stockwerke und auch auf dem Dachboden befinden; im ganzen enthält das Haus 35 Zimmer mit je einem und 26 Zimmer mit je zwei Betten. Überdies enthält jedes Stockwerk Bäder und Toilettenräume. Der Dachboden ist mit einem Kranzsaalzimmer und einer Bibliothek ausgestattet. Geht man links vom Hofbild ins Souterrain, so kommt man in den dekorativ gehaltenen Speisesaal, in den Gesellschaftsraum und zu den Wirtschaftskellern mit der Küche; auch eine kleine Garderobe ist hier untergebracht. Alle Räume sind mit elektrischem Licht und mit Zentralheizung ausgestattet und machen in ihrer Gesamtheit einen sehr freundlichen Eindruck.

Wenn wird jeder Besucher einen Blick in den Garten werfen, der die Fassade des "Heimhofes" bildet. Die Entwürfe zu dem Bau stammen von den Architekten Karl Dorfmeister und Franz Weigang.

Dokument 9

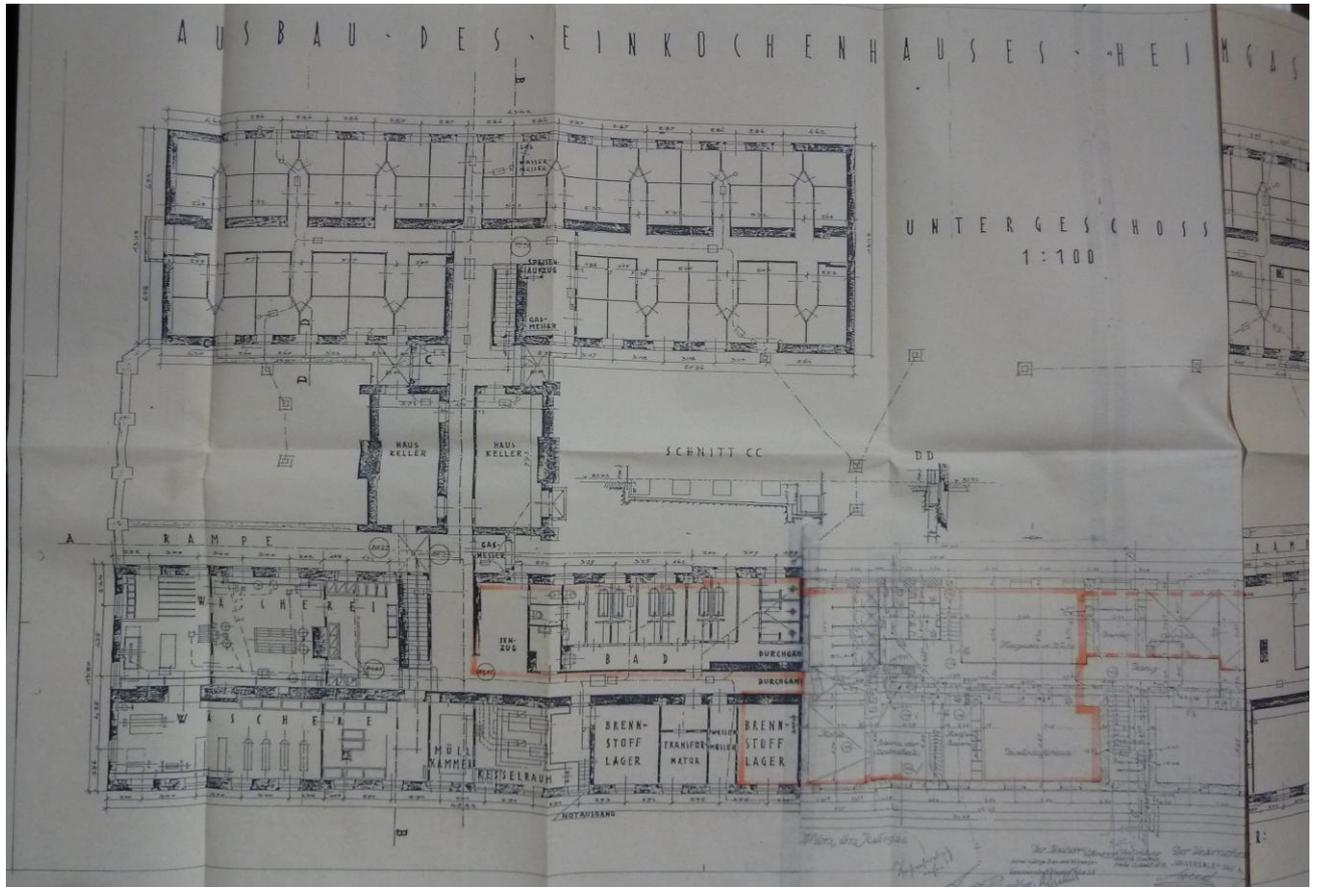
Einige wenige Namen von den vielen jüdischen Bewohnerinnen und Bewohnern des Heimhofs, die nach 1938 emigrierten, verfolgt oder ermordet wurden:

- Max BALTAGE  
Angestellter  
nach Theresienstadt verschleppt
- Karl GEYER  
Antarist  
nach England emigriert
- E. WECHNER  
Bankbeamter  
emigriert
- Emil FLESCH  
Bankbeamter  
nach Theresienstadt verschleppt  
und seine Frau St. Flesch  
Verkäuferin
- Nathan FRANKFURT  
Reisender  
1941 an "Herzschwäche" gestorben
- Paul HONIGSBERG  
Kürschnermeister  
mit Judentransport nach Nisko gebracht
- Bertha GOLDBERG  
Private  
erhielt 1938 die Bestätigung in Paris als  
politischer Flüchtling
- Marianne STORCH  
Beamtin  
KZ Ravensbrück
- Dr. med. Leo Kritz  
Arzt, berühmt für seine Menschlichkeit,  
er hatte Arbeitslose ohne Honorar be-  
handelt  
emigrierte nach Israel, beging dort  
Selbstmord
- Emmi SCHATZL  
Modellon  
emigrierte nach England
- Josef ROBINSON  
Geschäftsinhaber  
erhielt 1938 in Paris Bestätigung als  
politischer Flüchtling
- Felix WILLMANN  
Beamter  
transportiert nach Dachau
- Hugo WOLF  
Bautechniker  
emigrierte nach San Francisco
- Dr. Walter SILBERSTEIN  
Handelsvertreter  
emigrierte 1939 in die USA

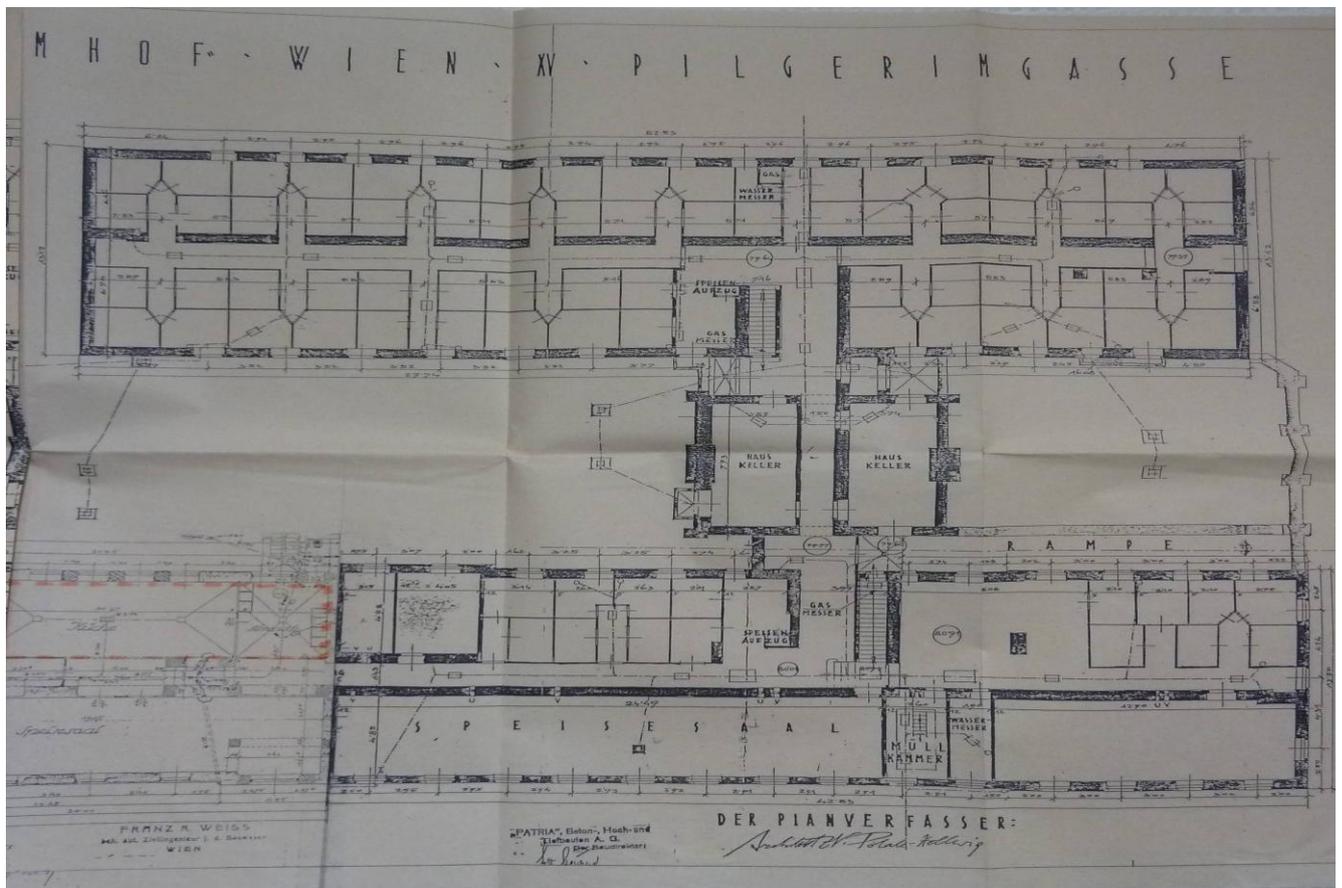
Dokument 10







Kopien der Pläne für die Erweiterung im Jahr 1927

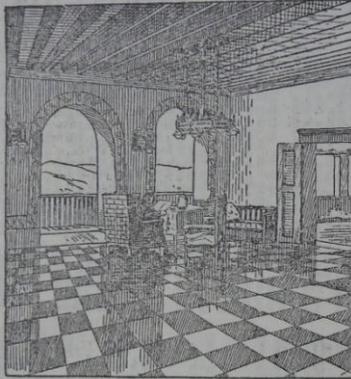




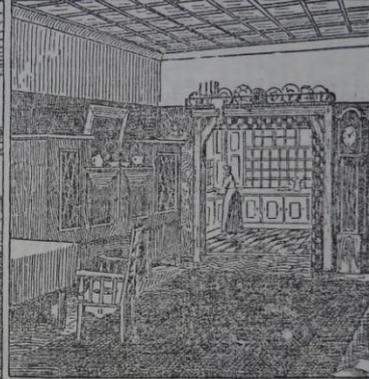
Bilder des erweiterten Heimhof aus der Entstehungszeit (vor 1930)



### Einige Blicke in das Einküchenhaus.



Gedockte und offene Terrassen eines Einküchenhauses.



Wirtschaftstische in einer Einküchenhauswohnung.

Geburt auch sehr leiden müssen. Leise schmiegte sich der Junge an mich und sagte, wieder tiefsternst:

„Mutter! Nicht wahr, jetzt ist doch alles wieder gut?“

„Alles ist wieder gut“, war meine Antwort.

Wenn der Junge in der Folge von der Wiese oder aus dem Walde heimkam, brachte er mir stets ein Straußchen Blumen als Zeichen der Liebe und des Verstehens mit.

Im darauffolgenden Herbst brachte der Junge eines Tages ganze Bündel gefallener Platanenblätter. Auf meine Frage, was daraus werden sollte, hat er mich, ich möchte für einige Zeit nicht ins Schlafzimmer kommen. Ich

## Die Zwergwirtschaft der Proletarierin. Erleichterung oder Beseitigung.

Von Amalie Klanner.

Viefach gehen die Bestrebungen dahin, der Frau die Arbeit durch die technischen Hilfsmittel, die bereits vorhanden sind, zu erleichtern. Man hat Maschinen für die Küche, die Gemüse putzen, Teig kneten, Nudeln schneiden, Geschirr waschen, für die Wohnräume elektrische Staubsauger, dann Maschinen, die die Wäsche waschen und bügeln, kurzum Maschinen für jede Verrichtung im Haushalt. Nun ist es klar, daß der kleine Haushalt, der heute geführt wird, solche Maschinen nicht brau-

Vorschlag. Daß eine Frau, die wäscht, auch ein Anrecht darauf hat, diese zu sich nicht gar angenehme Arbeit mit so wenig Plage und Nachteil für ihre Gesundheit als nur möglich zu verrichten, ist noch keinem bürgerlichen Baumeister und keinem bürgerlichen Hausherrn oder -verwalter einfallen. Das konnte erst die sozialdemokratisch verwaltete Gemeinde Wien in den von ihr in letzter Zeit erbauten Prachthäusern schaffen, weil da Männer und Frauen am Werke sind,

Nr. 10/1926



Ansicht des bestehenden Hauses, Wien, XIX. Peter Jordanstraße 32-34

## Im »Heimhof«

Feuilleton\*) von Egid von Filek

ort, wo die letzten grünen Wellen des Türkenschanzparkes an die Steinwände der Großstadthäuser schlagen, steht seit einigen Jahren ein schlichtes, zweistöckiges Gebäude mit der Aufschrift „Heimhof“. Gleichgültig streifen es die Blicke der Passanten, die die Peter Jordanstraße durchwandern, und manche von ihnen wissen vielleicht, daß es ein Heim für alleinstehende Frauen ist, für Staats- und Privatbeamtinnen, Lehrerinnen, Künstlerinnen usw., die hier um den lächerlichen Preis von einer Krone zu Mittag speisen und spottbillig wohnen. Wer aber die Entwicklung der Frauenbewegung in Osterreich auch nur einigermaßen verfolgt hat, der weiß auch, daß hier kein gewöhnliches Haus, sondern ein Lebenswerk steht, ein Denkmal, das sich eine der stärksten führenden Persönlichkeiten auf diesem heiß umstrittenen Gebiet gesetzt: Auguste Fickert. Sie hat den Platz bestimmt, auf dem das Haus stehen sollte, hat in unermüdlicher Arbeit dafür gekämpft, für diese Heimstätte für Frauen, die ihr Leben der Allgemeinheit geopfert haben gleich ihr.

Wie oft hat sie von dieser Stelle in das blühende Land hinausgesehen mit ihren hellen grauen Augen, die so scharf und hart blicken konnten wie polierter Stahl, wenn es galt, ihre felsenfeste Überzeugung gegen einen Angriff zu verteidigen, mochte er auch von Menschen kommen, denen sie ganz nahe stand; und doch waren dieselben Augen wieder so voll frauenhafter Güte und Milde für alle Mühseligen und Beladenen des Lebens. Und an dem Tage, an welchem endlich, endlich, nach Überwindung all

der tausendfachen Hemmungen, mit denen bei uns der Bureaokratismus und die heimliche Feindschaft des satten, bequemem Spießbürgertums jedes gemeinnützige Unternehmen zu erwürgen suchen, die Baubewilligung „herabgelangt“ war, da — da haben wir sie draußen auf den kleinen Neustifter Friedhof in die ewige Heimstätte gebracht, die uns allen bereitet ist . . .

Wer Auguste Fickert gekannt hat, der weiß auch, was der „Heimhof“ nach ihrem Sinne sein sollte: ein Ort der Ruhe und friedlichen Sammelung, eine stille Insel mitten im brandenden Ozean des großstädtischen Erwerbslebens, wo die vielen alleinstehenden Frauen sich wirklich zuhause fühlen und nach den Mühen des Arbeitstages nicht nur die Befriedigung der primitiven Lebensbedürfnisse zu geringen Preisen, sondern, was ebenso wichtig, edle geistige Anregung finden sollen; wo sie sich den behaglichen Freuden geselligen Beisammensens, dem Genuß musikalischer und literarischer Darbietungen, kurz, allen jenen edlen Zerstreuungen überlassen können, die eine durchgeistigte Geselligkeit gewährt.

Die Durchführung dieses Gedankens ist eine soziale Kulturthat. Ein Blick auf unser ganzes Wirtschaftsleben zeigt uns, daß wir die Mitarbeit der Frau in allen öffentlichen Betrieben nicht mehr entbehren können. Und trotzdem herrschen unter uns noch so viele Vorurteile gegen die alleinstehende, erwerbende Frau. Wir sind ja in der Theorie alle sehr freisinnig; wir geben zu, daß die nützliche Beschäftigung im Dienste eines größeren Ganzen, eines der Allgemeinheit dienenden Instituts nicht der brutalen Geldgier, sondern

\*) Mit Erlaubnis des Verfassers Separatabdruck aus dem „Neuen Wiener Tagblatt“ vom 22. Februar 1913.